

ENGLISCHE STUDIEN

Zeitschrift für englische Philologie

GEGRÜNDET VON EUGEN KÖLBING

Herausgegeben von

Johannes Hoops

Professor der englischen Philologie an der Universität Heidelberg

76. Band, 1. Heft

1944

O. R. Reisland, Leipzig

Karlstraße 20

Reprinted with the permission of Akademie - Verlag

JOHNSON REPRINT CORPORATION
111 Fifth Avenue, New York, N.Y. 10003

JOHNSON REPRINT COMPANY LTD.
Berkeley Square House, London, W. 1

INHALT.

Abhandlungen.

	Seite
Reinald Hoops. Von Robert Spindler	1
Zur Charakteristik des englischen Sprachsystems. Von O. Funke. . .	21
Charles und Claire Clairmont. Von Herbert Huscher	53

Besprechungen.

Sprache.

Marty, <i>Psyche und Sprachstruktur</i> . Mit einer Einleitung und Anmerkungen. Herausgegeben von Otto Funke. Bern, 1940. Ref. Herbert Koziol	118
Jespersen, <i>A Modern English Grammar on Historical Principles</i> . Part VI: <i>Morphology</i> . Written with the assistance of Paul Christophersen, Niels Haislund and Knud Schibbye. Kopenhagen, 1942. Ref. Herbert Koziol	121

Literatur.

Shakespeare, <i>Dramatische Werke</i> . Übersetzt von August Wilhelm von Schlegel und L. Tieck. Berlin, 1939. Ref. E. Th. Sehrt .	124
Stroedel, <i>Shakespeare auf der deutschen Bühne vom Ende des Weltkrieges bis zur Gegenwart</i> . Weimar, 1938. (Schriften der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, N. F. Bd. 2.) Ref. E. Th. Sehrt	128
Grierson, <i>Sir Walter Scott, Bart. A New Life supplementary to, and corrective of, Lockhart's Biography</i> . London, 1938. Ref. E. Th. Sehrt	130
Buchmann, <i>Martin Tupper and the Victorian Middle Class Mind</i> . (Schweizer Anglistische Arbeiten, 10. Band.) Bern, 1941. Ref. Friedrich Wild	131
Papajewski, <i>Das Problem der Wirklichkeit bei Charles Morgan</i> . (Neue deutsche Forschungen, Abt. Englische Philologie, Bd. 15.) Berlin, 1940. Ref. E. Th. Sehrt	132
Eicke, <i>Der Wirtschaftsgeist des Amerikaners im Spiegel von Sinclair Lewis' Romanen</i> . Diss. Leipzig, 1939. Ref. Karl Arns	133

Kulturgeschichte.

Singer, <i>Puritan Masters and Servants</i> . Ein Kapitel puritanischer Ethik. Leipziger Dissert., 1940. Ref. Hildegard Gauger. . . .	136
---	-----

Miszellen.

Josef Schick + - Von Robert Spindler	139
Zum altenglischen Reimliede.	141
Die zwifache Benennung der Tiere im Englischen. Von Margarete Rösler.	143
Kleine Mitteilungen	144

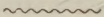
First reprinting, 1968, Johnson Reprint Corporation

Printed in West Germany

Druck: Anton Hain KG, Meisenheim (Glan)

REINALD HOOPS.

Gedächtnisrede für eine Gedenkfeier der Universität Innsbruck.



In Erfüllung des ehrenvollen, vom Herrn Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Innsbruck mir gewordenen Auftrags will ich es versuchen, Lebensgang und wissenschaftliche Persönlichkeit unseres im Kampf für Deutschlands Freiheit auf dem Felde der Ehre gefallenen, unvergeßlichen Kameraden Prof. Dr. Reinald Hoops, der während der vergangenen fünf Jahre den Lehrstuhl für Englische Philologie an Ihrer Universität innehatte, zu umreißen.

Reinald Hoops entstammte einer niederdeutschen alten Kulturfamilie. Geboren in Heidelberg am 15. April 1906 als Sohn des dortigen Ordinarius für Englische Philologie, Prof. Dr. Johannes Hoops, des ausgezeichneten Kenners des germanischen Altertums und seiner hochentwickelten Kultur, besuchte er zunächst die Volksschule und das humanistische Gymnasium seiner Vaterstadt, um darauf in den Jahren 1925 bis 1929 an den Universitäten Heidelberg, Leipzig, Berlin und Freiburg i. Br. Neuere Philologie und Geschichte zu studieren. Den Abschluß seines akademischen Studiums kennzeichnet die Dissertation: *Der Begriff 'Romance' in der mitttelenglischen und frühneuenglischen Literatur* (1929). Diese Arbeit geht aus vom Grundgebiet unserer Disziplin, der Sprachwissenschaft, und behandelt im besonderen die Frage des Bedeutungswandels des me. und ne. Hauptwortes *romance* herauf bis zu dem Zeitpunkt (der Mitte des 17. Jahrhunderts), zu dem die nunmehr geltenden Bedeutungen herausgebildet sind. Unter *Romance* (mit großem Anfangsbuchstaben) verstehen wir heute einen mittelalterlichen Ritterroman, voll von Kampfes- und Liebesabenteuern; klein geschrieben bezeichnet *romance* (wenn ich etwa sage: *his whole life was a romance*) eine Reihe un-

gewöhnlicher Abenteuer; weiterhin eine Erzählung abenteuerlichen und gefühlüberschwenglichen Inhalts; und schließlich auch die wunderbar-malerische, geheimnisvoll-empfindsame Stimmung, die von einer solchen Erzählung ausstrahlt. Aus dem Altfranzösischen im Gefolge der Normannischen Eroberung in den englischen Wortschatz übernommen, besagte das zugrunde liegende lateinische Umstandswort *romanice* zunächst nichts anderes als 'in der allgemeinen Volkssprache', wie sie sich eben in den ehemaligen römischen Provinzen auf Grund des Vulgärlateins entwickelt hatte, im Gegensatz zum Schriftlatein der Gesetzgebung, der Kirche, der Literatur; *romanice* konnte damit ebensowohl 'auf altfranzösisch' als etwa auch 'auf altspanisch' bedeuten. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts (das Umstandswort ist bis dahin auch zum Hauptwort geworden) weist dann im besonderen das afrz. *romanz* schon eine ganze Reihe von Bedeutungen auf: So bezeichnet es zunächst ein in der Volkssprache (im Gegensatz zur lateinischen Literatursprache) geschriebenes Werk; sodann eine zum Sagen oder Lesen bestimmte Verserzählung auf afrz. (der Schwerpunkt der französischen Literatur im 12. Jahrhundert lag eben in der erzählenden Versdichtung); und endlich eine Erzählung überhaupt (gleichgültig ob in Prosa oder Vers, und ohne Rücksicht auf die Sprache). Den Inhalt solcher Erzählungen bildeten ungewöhnliche Geschehnisse; wer eben fabulieren wollte, der schrieb *romanice*. Gegen den Ausgang des 13. Jahrhunderts lassen sich dann die ersten Spuren des ins Englische übernommenen Worts im me. Schrifttum ermitteln; wie zu erwarten, begegnet hier *romance* von Anfang an in mehrfacher Bedeutung. Als Bezeichnung freilich, der des Etymons nahekommend, für 'die französische Sprache' ist das Wort im Me. verhältnismäßig selten belegt (die ne. allgemeinere Bedeutung 'romanisch' geht darauf zurück). Auch die zunächst aus der Grundbedeutung sich ergebenden altfranzösischen sind im Englischen kaum nachweisbar, es sei denn, daß man den, gewiß häufigen, Beziehungen auf *romance* als Quelle diesen Sinn unterlegen will, was hin und wieder angängig sein mag. Dagegen ist die jüngere afrz. Bedeutung 'Erzählung überhaupt' schlechtweg die me. geworden, wobei jedoch *romance* im me. stets eine (meist längere) Verserzählung, niemals ein Prosawerk, bezeichnet.

Erzählende Dichtungen, die uns Leben und Taten von den verschiedensten Sagen- und Kulturkreisen der Vergangenheit entstammenden Helden schildern, nennen wir 'Romanzen'. Ihre Blütezeit war das 14. und 15. Jahrhundert. Im 16. schreitet die Prosa vor, Renaissance und Humanismus bringen zudem neue Stoffe — die Themen der Romanzen haben sich überlebt, die vornehme Welt mißachtet sie; und die Belege für *romance* schwinden mehr und mehr aus dem Schrifttum, bis um die Shakespearezeit eine neue idealistische Welle einsetzt und die als unwirklich und phantastisch bereits auf die Seite geschobene Literaturgattung wiederum zu Ehren bringt. Ja die mittlerweile entstandenen, vielgelesenen Prosaromane und die alten Romanzen werden geradezu in einem Atem genannt; und das Wort *romance* begegnet so, knapp vor der Mitte des 17. Jahrhunderts — die Belege nehmen an Zahl wieder zu —, erstmalig auch im Sinn von 'abenteuerlicher Prosaroman', womit die Brücke geschlagen ist zu seinen heutigen Bedeutungen.

Diese, hier nur in den Hauptzügen angedeutete, semasiologische Untersuchung, die die Durcharbeitung einer weit-schichtigen Literatur erfordert, dazu Kenntnis des Altfranzösischen, vor allem gediegene Kenntnis des Mittelenglischen, einer Sprache für sich, wenn sie auch äußerlich manchmal in weniger abstoßendem Gewande einherschreitet als das Altenglische, hat der 23jährige Doktorand gefertigt mit einem bis in die letzten Möglichkeiten hineingreifenden philologischen Spürsinn, mit durchaus anerkennenswerter Sorgfalt in der Geschlossenheit der Beweisführung, dabei keineswegs unter Beschränkung auf das rein Sprachliche bei der Auswertung der zeitgenössischen Belege, sondern unter steter Wahrung des Zusammenhangs von Wort und Begriff 'romance' mit der Literatur und den Kulturströmungen der Zeit. Feinsinnige Beobachtungen weiß er dabei anzubringen, etwa über das Zersungen-Werden von Romanzen zu Volksballaden, oder auch sicheres Wissen uns zu vermitteln, so über die Art der Verbreitung der Romanzen. Reinald Hoops hat sich damit ausgewiesen für seinen Beruf; er ist eingerückt in die erste Reihe der verfügbaren Kräfte.

Es folgen nunmehr, wiewohl Reinald Hoops schon zuvor auf zahlreichen Reisen die meisten Länder Europas kennen gelernt hat, die Wanderjahre, die den jungen Vertreter der

deutschen Englandwissenschaft, in idealer Fortbildung hin in Richtung auf seine spätere Lehr- und Forschungsarbeit, hinausführen in die weite Welt. Über 4½ Jahre ist er Lektor für Deutsch an der schottischen Universität Glasgow. Seine Tätigkeit in dieser Stadt, der die ragenden Hellinge der Werften zu beiden Seiten des Flusses Clyde das eindrucksvolle Gepräge geben, fällt in die politisch erregte Zeit (1929—34), in der im Gefolge der Weltwirtschaftskrise auf der Insel drüben die Arbeiterregierung sich umbildet zur »nationalen«, in der auf dem Festland im Zuge der nationalsozialistischen Revolution das Deutsche Reich die Führerstellung in Europa sich erkämpft. In zahlreichen Vorträgen, auf Englisch, allüberall in Schottland, die ihn in enge Berührung bringen mit Arbeitern der Faust wie mit den Hauptvertretern des schottischen Geisteslebens, stellt da der Deutsche Reinald Hoops seinen kritischen Zuhörern ein Stück neues Deutschland, begeisterungsfroh und innerlich kraftvoll, vor Augen. Bei seinen schottischen Kollegen und Schülern, in seinem engeren akademischen Wirkungskreis namentlich, hochgeschätzt und beliebt wegen seiner treuen Kameradschaft im Leben draußen und an der Arbeit, ist Reinald Hoops weiterhin auch unter den jungen Deutschlehrern und -lehrerinnen in Schottland der belebende Mittelpunkt, der überall Anregungen gibt und ungemein erfolgreich wirkt.

Daneben her gehen Reisen, die ihn durch England, Schottland und Irland führen, und darüber hinaus auch auf die Inselgruppen westlich und nördlich von Schottland, die Hebriden, und die Orkaden und Shetland-Inseln. Zwischendurch, während des Sommers 1931, ist Reinald Hoops auch bereits Gastprofessor für Deutsch an der Stanford University in Kalifornien und lernt auf ausgedehnten Fahrten so auch den größten Teil der Vereinigten Staaten und Kanadas kennen. Er gehört damit zu der betrüblich kleinen Anzahl deutscher Anglisten, die neben England vor allem auch Amerika mit eigenen Augen gesehen haben. In diesen Jahren ganz besonders weitet sich sein Blick und richtet sich mehr und mehr auch auf die großen politischen Fragen der angelsächsischen Staatenwelt.

Reinald Hoops hat dazu währenddessen eine wahrhaft titanische Arbeitslast bewältigt; denn Juli 1933, noch mitten

unter Lektors-Obliegenheiten, erfolgt bereits seine Habilitation für Englische Philologie an der Universität Freiburg i. Br., und zwar auf Grund einer achtunggebietenden wissenschaftlichen Leistung, mit der er zugleich auch zum zweiten wichtigen Gebiet unseres Fachs, der Literaturwissenschaft, übergeht — *Der Einfluß der Psychoanalyse auf die Englische Literatur* (1934).

Die psychoanalytische Lehre Sigmund Freuds, als deren Ausgangsdatum das Jahr 1895 festgelegt werden kann, weist bekanntlich an den Fehlleistungen sowie durch die Behandlung des Traumes — die »Traumdeutung« von 1900 ist ihr grundlegendes Werk — das Vorhandensein eines unbewußten Seelenlebens nach und geht sodann näher ein auf dessen Bestandteile sowohl (den Ausgang nimmt Freud hierbei vom Prinzip der Lust als treibender Kraft) wie auf die Wirksamkeit dieses Unbewußten. Bei ihrer Aufgabe, das unbewußte Seelenleben zu erschließen und es dann dem an seelischen Störungen leidenden Patienten bewußt zu machen, bot so die Psychoanalyse die Erklärung für eine Krankheit, mit deren Ergründung sich die Forschung gerade um die Jahrhundertwende besonders beschäftigte, nämlich für die Hysterie, und erwies darüber hinaus vor allem bei der Behandlung von Kriegsneurosen auch ihre praktische Verwendungsmöglichkeit. Beginnt allgemein ihr Aufschwung 1909 mit dem Erscheinen des 1. Bands des Psychoanalytischen Jahrbuchs, worauf dann bald aber Streitigkeiten innerhalb der Freudschen Schule ausbrechen, die gekennzeichnet sein mögen durch die Hinweise auf die Individualpsychologie Alfred Adlers sowie die Typenlehre Carl Gustav Jungs, so wirkte für die Aufnahme der psychoanalytischen Theorien im besondern in England bereits 1898 der Sexualpsychologe Havelock Ellis bahnbrechend; und weiterhin fand dort, von 1908 an, die Psychoanalyse einen besonders eifrigen Verfechter in Ernest Jones. 1910 ist sie in der wissenschaftlichen Welt Englands weitgehend anerkannt; und im Weltkrieg ist ihr Eindringen auch in die Öffentlichkeit, zumindest die geistig führenden Kreise, vollzogen. Während der ersten Hälfte der 20er Jahre, die dann das Höchstmaß ihres Einflusses in England bedeuten, hat sie sich dort eine starke Verbreitung auf fast allen Lebensgebieten gesichert; auch literarisch hat sie mittlerweile bereits ausgedehnte Verwertung

gefunden. Doch macht sich anderseits schon vor der Mitte dieser 20er Jahre auch ein langsames Absinken der Modewelle bemerkbar, das sich hernach verstärkt fortsetzt, ohne indes ihren Einfluß zum Erlöschen zu bringen.

Bei Betrachtung nunmehr des Einflusses der Psychoanalyse auf das englische Schrifttum, der am stärksten ist in den Jahren 1918—25, gilt es, wenn wir insonderheit den Roman betrachten, (wo sie den verhältnismäßig stärksten Niederschlag gefunden hat, weil das Wesen dieser Literaturgattung eben am besten es gestattet, einen Fall von Anfang bis Ende zu verfolgen), grundsätzlich zu scheiden zwischen dem psychoanalytischen Roman und dem eine besondere Ausprägung des Naturalismus darstellenden Roman der psychologischen Analyse. Dieser Roman der psychologischen Analyse mißt gewiß dem menschlichen Unbewußten eine besondere Bedeutung bei, gibt sich häufig auch mit krankhaften Seelenzuständen ab, braucht jedoch in keiner Weise, trotzdem daß er so der Psychoanalyse nahekommen muß, durch sie beeinflusst zu sein, wiewohl natürlich gerade auch im psychoanalytisch beeinflussten Roman psychologische Vertiefung und erotische Bestandteile eine bedeutende Rolle spielen. Mittelbar freilich mag in vielen Fällen die Betonung, die das Unbewußte im Schrifttum des 20. Jahrhunderts erfahren hat, auf die Psychoanalyse, mit der es ja eine neue Bedeutung erhalten hatte, zurückgehen. Eine klare Grenzziehung begegnet so großen Schwierigkeiten. Reinald Hoops nun hat diese Schwierigkeiten vor allen Dingen einmal erkannt, und sodann auch bewältigt. Er wurde sich darüber klar, daß, wenn das Ziel seiner Arbeit sein sollte, Umfang, Art und Bedeutung des Einflusses der Psychoanalyse auf die englische Literatur festzustellen, der Weg der psychologischen Untersuchung der einzelnen Werke nicht ausreiche. Bei seinem Streben nach Gründlichkeit und möglichster Zuverlässigkeit sagte er sich in diesem Fall des Einflusses der Psychoanalyse: Man kann bei den Schlüssen, zu denen man bei derartigen Untersuchungen kommt, leicht fehlgehen; wenn jedoch irgendwie die Möglichkeit besteht, so sollte man mit den betreffenden Schriftstellern und Dichtern selbst unmittelbare Fühlung aufnehmen und sie befragen über ihre Beziehungen zur Psychoanalyse. So kam Hoops, neben der Zergliederung der Werke, vor allem eben auf die schriftliche oder mitunter mündliche

Befragung der Autoren (bzw. auch von ihnen nahestehenden Persönlichkeiten) nach ihrem Verhältnis zur Psychoanalyse, und zwar in etwa zwei Dutzend Fällen — ein als vorbildlich zu bezeichnendes, bei Arbeiten aus dem Gebiet der neuesten Literatur aber, wo der Briefwechsel eines Autors, der sonst bei Klärung derartiger Fragen vielleicht einmal helfend eingreift, noch nicht vollständig veröffentlicht sein kann, einzig sicheres Vorgehen, das einmal dokumentarisch wertvolle, unmittelbare Zeugnisse der Schriftsteller selbst festhält, und zum anderen vor allem eben Ergebnisse zeitigt, durch die in seinem besonderen Fall Reinald Hoops eine ganze Reihe von unsicheren und irrigen Urteilen in unseren Literaturgeschichten berichtigen konnte.

Einige bezeichnende, auf besagte Art zur Evidenz erhärtete Fälle seien vor Augen geführt! Die eigentliche Bedeutung der Psychoanalyse für die Literatur fängt da an, wo ein Dichter sie sich angeeignet hat als Mittel und Weg zur Aufdeckung seelischer Vorgänge. Als ausdrückliche Beschäftigung wie als Aneignung bis zur unbewußten Verwendung finden wir nun die Erscheinung bei May Sinclair, die ihre schriftstellerische Laufbahn etwa zur gleichen Zeit begann, in den ausgehenden Jahren des vergangenen Jahrhunderts, wie auch Galsworthy und Wells, und die bereits in ihren ersten Romanen, in denen Nachdruck und Kraft ihrer Psychologie langsam wachsen, der psychoanalytischen Lehre gelegentlich sehr nahe kommt. Aber sie sind eben gewissermaßen 20 Jahre zu früh geschrieben, als daß man dabei von einer Verwendung psychoanalytischer Gedanken sprechen dürfte. Gleichwohl ist der Schluß berechtigt, daß von Anfang an die Psychoanalyse in May Sinclairs Interessebereich lag. Wie sie dann, gemäß ihrer persönlichen Mitteilung an Reinald Hoops, um 1914 sich tatsächlich psychoanalytischen Studien widmet, finden sie alsogleich auch, wiewohl dies nicht in aufdringlicher Form geschieht, in ihren Romanen Anwendung. Ohne die Freudsche Lehre von der Hysterie als einer unbewußten Absicht, mit dem Zweck, ein Ziel zu erreichen, wäre so die ganze Handlung von *The Three Sisters* (1914) undenkbar, dieses ersten Romans von May Sinclair, in dem die Charaktere bewußt nach den Gesetzen der Psychoanalyse gezeichnet werden. Ihr 5 Jahre späterer Roman *Mary Olivier* bietet sodann ein besonders gutes Beispiel feinfühlender,

unauffälliger Anwendung der Psychoanalyse. Kein psychoanalytischer Roman schlechthin, trotzdem daß einzelne Dinge in ihm wie etwa Abwendung der Sexualbestrebung von ihrem Objekt und Annahme eines neuen (Sublimierung), bis zu einem gewissen Grad auch unmittelbare Verwendung der Psychoanalyse nahelegen, fühlt man hauptsächlich aber aus ihm heraus, wie anderwärts die Darstellung der Charaktere auf Grund gerade einer Kenntnis von der Psychoanalyse in ihrer Art beeinflußt wurde. Auf diese maßvolle Verwendung der Psychoanalyse folgen Romane, in denen sie eng mit dem Ganzen verwoben ist, aber auch oberflächlich und aufgepfropft erscheint, worauf May Sinclair wiederum Abstand nimmt von einer aufdringlichen Anwendung der Psychoanalyse und wieder mehr zur Phase von *The Three Sisters* und *Mary Olivier* zurückkehrt. Vom künstlerischen Standpunkt darf man bei alldem wohl einen grundsätzlich fördernden Einfluß der Psychoanalyse auf May Sinclairs Werk feststellen: Die Psychoanalyse hat es ihr ermöglicht, ihr Thema psychologisch tiefer und überzeugender darzustellen; vorhandene Streberichtungen werden dadurch vertieft und mit neuen Begründungsmöglichkeiten bereichert.

Durch starke Erotik wie durch tiefgehende Psychologie steht dem Werk May Sinclairs das des jüngeren David Herbert Lawrence nahe. Auch er dringt bereits in seinen Frühwerken immer weiter in die Bereiche des unbewußten Seelenlebens vor, will alle Regungen und Beweggründe, die damit zusammenhängen, aufdecken, alle innersten Gefühle offen bloßlegen. Damit kommt er gewiß der Psychoanalyse sehr nahe, so daß bei seinem Roman *Sons and Lovers* von 1913, mit dem Thema der Liebe von Sohn zu Mutter und umgekehrt, das durchaus dem sogenannten Ödipuskomplex der Psychoanalyse entspricht (auch in einzelnen Nebenmotiven klingt eine Darstellung psychoanalytischer Lehren an), die Psychoanalytiker (nicht die literarischen Kritiker, die damals die Freudsche Lehre noch kaum kannten) alsogleich auch die Verwandtschaft dieses Romans mit der Psychoanalyse feststellten und ihn als erstes Beispiel einer Anwendung psychoanalytischer Lehren in der englischen Literatur bezeichneten. Zu ihrem Erstaunen aber mußten sie, wie uns John Middleton Murry in seinen »Erinnerungen an D. H. Lawrence« mitteilt, erfahren, daß Lawrence, der in *Sons and Lovers* doch eine offenbare Ver-

bundenheit mit den Lehren der Psychoanalyse bekundet und ihre Funktionen so meisterhaft dargestellt hatte, die »neue Psychologie«, wie sie in England vielfach auch heißt, zur Zeit der Abfassung dieses Romans noch völlig unbekannt gewesen wäre. Reinald Hoops ist nun weit entfernt davon, sich mit diesem Ergebnis zufrieden zu geben. Er stellt zunächst fest, daß aus Lawrences Briefen sich ein anderer Sachverhalt ergibt über das Zustandekommen dieses Romans, daß wir eine erste, Frühjahr 1912 abgeschlossene Fassung und eine zweite, zum großen Teil neu und anders geschriebene, endgültige zu unterscheiden haben. Die erste Fassung ist wohl rein persönlichen, kaum psychoanalytischen Ursprungs. Das eingesandte Manuskript erhält Lawrence zurück und er entschließt sich zur Überarbeitung. Während des Spätsommers 1912 ist er damit beschäftigt, im Beisammensein mit Frieda, einer geborenen Freiin von Richtofen, seiner damaligen Freundin und späteren Frau. Ein Brief aus der Zeit erweist, daß Lawrence bereits bekannt ist mit der Psychoanalyse — die Vermutung liegt nahe, daß so die Umarbeitung des Romans unter Friedas Einfluß erfolgte, durch die Lawrence so auch in die Psychoanalyse eingeführt wurde. Reinald Hoops macht nun diese Vermutung zur Gewißheit, indem er (Lawrence selbst ist bereits tot) zu Friedas in Heidelberg wohnender Schwester geht, von der er erfährt, daß Frieda bereits vor ihrer Bekanntschaft mit Lawrence mit einem Schüler Freuds befreundet war, viel über Psychoanalyse hörte und stark davon beeindruckt wurde, und somit Lawrence, spätestens als er Frieda kennen lernte, mit der Psychoanalyse vertraut wurde. Damit ist aber auch erwiesen, daß *Sons and Lovers* tatsächlich der früheste, psychoanalytisch beeinflusste Roman in der englischen Literatur ist. Wenn freilich fernerhin gerade Lawrence die Psychoanalyse kaum mehr verwendet, weil sie seiner Ansicht nach nicht zu den Wurzeln des Übels vordringt, besteht dennoch wohl die Annahme zu Recht, daß die Beschäftigung mit ihr ihn zum weiteren Ausbau seiner eigenen Theorien angeregt hat.

An den beiden Beispielen von May Sinclair und D. H. Lawrence, die von Hoops selbst auch besonders eingehend untersucht wurden, sollte so vor allem die mit feinem Gefühl und kritischem Sinn zuverlässig arbeitende Methode aufgezeigt werden, mit der Reinald Hoops Literaturgeschichte betrieb.

Dazu sei hervorgehoben, daß diese seine Habilitationsschrift noch sehr viel reichhaltiger ist, als es hier angedeutet werden kann, daß sie vor allem auch ausgreift auf Versdichtung und Drama, auf die freilich die Einwirkung der Psychoanalyse eine noch wesentlich schwächere ist als auf den Roman, daß sie über all das hinaus eine umfassende Belesenheit und ein reifes Urteil bekundet auf dem ungemein schwierigen Feld der neuesten englischen Literatur sowie auch des sie tragenden, unmittelbar vorausgehenden Schrifttums einschließlich der kritischen Prosa.

Auch späterhin blieb Hoops dem jüngsten englischen Schrifttum treu, wie es der aus den Gedankengängen seiner Habilitationsschrift sich ergebende, tief schürfende Aufsatz »Die Weltanschauung Aldous Huxleys« (1937; in den »Englischen Studien«) beweist. Huxley, dem die zahlreichen Gesichtspunkte, von denen aus man die Dinge betrachten kann, sich erklären aus dem Fehlen eines einzigen bestimmten, gelangt bei seiner haltlosen Objektivität, die in ihrer Beurteilung wie auch in ihrem Wesen keine Wertmaßstäbe kennt, sondern die stets nur registrierend ist, zu gar keinem festgefügtten Weltbild. Angehöriger jener Generation, deren einzige dauernde Eigenschaft eine sich einerseits kämpferisch-zerstörend und anderseits weltmüde gebärdende Zweifelsucht ist, kennt so kein Handeln aus einer geschlossenen Weltanschauung heraus, sondern nur ein Hinundherbewegen in einer an sich sinn-, ziel- und wertlosen Welt, in der alles nur durch die Materie beherrscht wird — sein Roman *Brave New World* ist damit auch die Satire geworden auf die mechanisch-materialistische Welt des Kommunismus.

Wir sind damit den Ereignissen des Lebens von Reinald Hoops etwas vorausgeeilt. Nach seiner Habilitation wirkte Reinald Hoops 4 Jahre lang (1934—1938) als Dozent für Englische Philologie an der Universität Freiburg i. Br. Danebenher ging praktische Betätigung in der an der angelsächsischen Welt interessierten Öffentlichkeit — er ist Vorstand des dem dortigen Englischen Seminar angegliederten »Anglo-American Club«. Wiederum sind es strenge Jahre der Arbeit und der Vertiefung, auf die dann aber in scharf ansteigender Kurve die Zeit folgt, die ihn, im jugendlichen Alter von 33 Jahren, auf die ordentliche Lehrkanzel für Englische Philologie der Universität Inns-

bruck erhebt: Bereits im Sommerhalbjahr 1938 wird er mit der Vertretung des Lehrstuhls für Englische Philologie in Freiburg i. Br. beauftragt, unter gleichzeitiger Ernennung zum nichtbeamteten außerordentlichen Professor; der 1. XI. 1938 aber bringt ihn dann an die ihm beschiedene Wirkungsstätte Innsbruck, zunächst vertretungsweise, bis er, mit Wirkung vom 1. X. 1939, zum ordentlichen Professor daselbst ernannt wird. Wie schon als Lektor in Glasgow und hernach als Dozent in Freiburg entfaltet Reinald Hoops, dem ja gerade auch das Lehren die größte Freude bereitete, erst recht als Professor eine überaus erfolgreiche Lehr- und Erziehtätigkeit, die ihn, den helfenden Kameraden seiner Studenten, innig mit diesen verbindet; frohsinnig und gedankensprühend gibt er allorts vielseitige Anregung und lenkt in planvoller wissenschaftlicher Führung. Darüber hinaus betätigt sich Reinald Hoops auch in Innsbruck gleich wieder praktisch-politisch als Leiter des hiesigen Stützpunkts des Auslandsamts der deutschen Dozentenschaft. Seit 1940 ist er fernerhin, zusammen mit seinem Vater, Mitherausgeber unserer bedeutendsten Fachzeitschrift, der *Englischen Studien*.

Und nunmehr die Abründung und vollständige Ausgestaltung des wissenschaftlichen Bildes von Reinald Hoops! Wir kennen seine Leistungen in sprach- und literaturwissenschaftlicher Hinsicht. Er arbeitet sich nunmehr tatkräftig vor auf das »Dritte Fach« der Anglistik, dem vorzüglich eben die politisch-interessierte anglistische Jungmannschaft sich verschworen hat, auf die Kulturwissenschaft. Und innerhalb dieses weitverzweigten Gebiets betätigt er sich mit gleicher Sicherheit auf den verschiedensten Teilfeldern, mögen sie England, Schottland, Irland, Britisches Weltreich — hat er ja doch Länder und Meere des Erdballs mit eigenen Augen gesehen —, Philosophie oder Volkscharakter heißen, sei es dazu in streng wissenschaftlicher, sei es mehr in dem allgemeineren Verständnis näher bringender Form. Sein bedeutendstes Werk aus diesem Bereich ist das durch den Aufsatz (in den »Neueren Sprachen«; 1935) »England und sein Weltreich« vorangezeigte Buch *Die Zukunft des Britischen Weltreichs* (1937). Hoops schildert darin zunächst das alte britische Kolonialreich, das merkantilistische Imperium, für das Kolonien nicht einen Selbstzweck bedeuten, sondern nur Mittel zum Zweck sind, die Belange des

Mutterlands zu fördern. Absolutistisch, von London aus, werden die Siedlungskolonien an der atlantischen Küste Nordamerikas regiert; gewiß haben sie ihre Parlamente, aber diesen steht kein Beaufsichtigungsrecht zu über die im Gouverneur und seinem gesetzdurchführenden ernannten Rat verkörperte Exekutive. Die Kluft zwischen gesetzgebender und gesetzdurchführender Gewalt, die einseitig nach dem Mutterland zu gerichtete und hier letzthin verankerte Verantwortlichkeit für Regierungshandlungen ist so auch der tiefste Grund für den Ausbruch des Amerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Es folgt hierauf, in wirtschaftlicher wie namentlich eben in politischer Hinsicht, der Aufbau des neuen Kolonialreichs: Die Siedlungskolonien, im kanadischen, australasischen, südafrikanischen Raum werden für politisch mündig erklärt; sie erhalten, größtenteils in der Zeit zwischen 1846 und 1872, die verantwortliche Regierung, d. h. das vom Gouverneur, der selbst freilich aus der Verantwortlichkeitssphäre herausgehoben wird, aus der jeweiligen Mehrheitspartei im kolonialen Parlament bestellte koloniale Ministerium (der gesetzdurchführende Rat) ist fortan der gewählten Volksvertretung im kolonialen Parlament gegenüber verantwortlich; die Verantwortlichkeit ist mithin in die Kolonie selbst verlagert, zunächst gewiß lediglich für rein koloniale, im Laufe der Jahre aber auch mehr und mehr für imperiale Belange wie Außenhandel und Außenpolitik. Neben der Ausstattung der Siedlungskolonien mit verantwortlicher Regierung geht einher das Bestreben, sie zusammenzuraffen zu großen bundesstaatlichen Gebilden — eine Entwicklung, die mit dem 1. Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts abgeschlossen ist. Es beginnen sich Nationen zu bilden, die sich als Kanadier, Australier, Neuseeländer, Südafrikaner fühlen. Das Westminster-Statut von 1931 hebt dann die bis dahin uneingeschränkt geltende gesetzgebende Oberherrlichkeit des mutterländischen Parlaments (im nunmehrigen Londoner Stadtteil Westminster; daher der Name), was die Siedlungskolonien anlangt, auf.

Auf diese Gesamtschau folgt bei Hoops, geographisch gegliedert, die Betrachtung der einzelnen Teile des Empire: Der Siedlungskolonien mit Dominionrang (eben mit verantwortlicher Regierung in gar allen, inneren wie äußeren, Angelegenheiten); der Kronkolonien, die auch heute noch unmittelbar von London aus regiert werden, durch den Kolonialsekretär,

einen Minister der Krone; des Kaiserreichs Indien, das, nachdem die zur Landherrschaft gewordene ehemalige Handelsgesellschaft im Gefolge des Aufstands von 1857 im Jahre darauf ihre Rechte an die Krone hatte abtreten müssen, erst seit Beginn dieses Jahrhunderts auf dem dazu von zahllosen Sicherungen umstarrten Wege sich befindet, hin in Richtung auf die verantwortliche Regierung; und endlich der Britischen Inseln selbst. Besondere Beachtung finden dabei die von einem Dominion zum andern, weil eben auch nicht zu gleicher Zeit herausgebildet und immer wieder verschieden gelagerten Voraussetzungen Rechnung tragend, recht unterschiedlichen Verfassungen des ziemlich straff gefügten Einheitsstaats Kanada, des lockeren bundesstaatlichen Gebildes Australien, der ausgeprägten Einheitsstaaten Neuseeland und vor allem Südafrika, sowie die diese nunmehr eigengesetzlichen Gemeinwesen auch heute noch mit dem Mutterland verknüpfenden einigenden Bande wie namentlich das rassisch-völkische Zusammengehörigkeitsgefühl und die gemeinsame Lehenstreuepflicht der Krone gegenüber.

Neben dem politischen wird das wirtschaftliche Gefüge aufgezeigt, wird betont, wie im Laufe der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts fast alle Siedlungskolonien nacheinander, entgegen dem für das Mutterland geltenden System des freien Handels, sich durch Schutzzölle selbst gegen die Erzeugnisse des Mutterlands absperren; und wie weiterhin vom Ausgang des Jahrhunderts ab dem Mutterland von seinen Siedlungskolonien Vorzugszölle eingeräumt werden, eine Politik, die vor allen Dingen darauf berechnet ist, das Mutterland zum Abgehen vom Freihandel zu bewegen, was dann tatsächlich der 1. Weltkrieg einleitet und die Jahre nachher besiegeln, womit der Weg frei wird für den alles Nicht-Britische rücksichtslos aussperrenden, allbritischen Wirtschaftsblock, wie ihn die Ottawa-Konferenz von 1932 schafft. Die Fragen der Anziehung Kanadas durch die Vereinigten Staaten, der Verteidigung Australiens gegen Japan, die völkischen und rassischen Fragen der Südafrikanischen Union werden gestellt und erörtert. Die verfassungsrechtliche Anomalie Britisch-Indien mit ihren eigenen so verschieden gestaltigen Problemen, wie sie das Sprachen- und Religionengemisch sowie, bei den Hindus, die Kasteneinteilung, nicht zuletzt auch das Danebenbestehen der Eingeborenen- oder Fürstenstaaten, mit sich bringen, wird geschildert, die Möglich-

keiten der Entwicklung einer bodenständigen Industrie aufgezeigt, und die indische Freiheitsbewegung, wie sie sich im Nationalkongreß ihr Organ geschaffen hat, ins rechte Licht gerückt. Bei Betrachtung der britischen Insel selbst werden dann namentlich die besorgniserregenden bevölkerungspolitischen Zustände Englands grell beleuchtet.

Neben dem Werk *Das Britische Weltreich* aus der Feder des gewandten Journalisten Johannes Stoye ist Reinald Hoops' wissenschaftlich ausgerichteter, straff gegliederter Überblick über den für die Zeit knapp vor Ausbruch des 2. Weltkriegs geltenden Stand des Britischen Weltreichs, wie er sich ergeben hat aus den angedeuteten geschichtlichen Abläufen, die einzige gediegene, neuere Darstellung des mit dem Empire zusammenhängenden Fragenbereichs in deutscher Sprache. Wenn fernerhin Hoops auf die dem Weltreich in der Gegenwart gestellten wichtigen Aufgaben zu sprechen kommt, wenn er die im Empire vorhandenen Spannungen untersucht, die Triebkräfte aufzeigt, die einesteils es auseinanderzusprengen drohen, andernteils wiederum für seinen Weiterbestand arbeiten, und hin und wieder sich auch fragt, wie die vorhandenen Strömungen die Zukunft gestalten können, dann beobachten wir mit gerade jetzt im Kriege verstärkter Eindringlichkeit, daß Hoops vorsichtig und kühl abwägend das Mit- und Gegeneinander innerhalb des gewaltigen Gefüges sieht und herausstellt, was nicht zum geringsten neben der sicheren Kenntnisvermittlung dem Werk, das sich ja auch die Japaner in Übersetzung zu eigen gemacht haben, eine noch auf längere Zeit hinaus bleibende Bedeutung sichern wird.

Eine größere kulturwissenschaftliche Arbeit, die leider den Schlußstrich setzt unter das Schaffen und Forschen unseres lieben Kameraden Reinald Hoops, ist dann auch sein Beitrag zu der *England und Europa* betitelten, von Wolfgang Schmidt in Verbindung mit Paul Meißner und Carl August Weber herausgegebenen Gemeinschaftsarbeit der deutschen Englandwissenschaft. Zwei Bände dieser Gemeinschaftsleistung sind der englischen Kulturideologie gewidmet; sie zeigen uns ihren Doppelaufbau, auf religiösen und weltlichen Grundlagen; und insonderheit der 2. Band (1943), der den Aufbau der englischen Kulturideologie auf weltlichen, in der englischen Lebensform ausgeprägten Grundlagen behandelt, sowie den Anteil

der Philosophen, Dichter und Politiker an solcher Grundlage und Gestaltung, enthält Hoops' längeren Aufsatz *Ursprung und Wesen des englischen Liberalismus*. Eine sauber geführte semasiologische Untersuchung — wir kennen das von der 'romance' her — leitet ihn ein. Sein inhaltlicher Kern wird dargestellt durch die weitausgreifende Betrachtung der geistesgeschichtlichen Wurzeln des englischen Freiheitsgedankens. Sie nehmen ihren Ausgang in dem Kampf um die Freiheit im weitesten Sinn gegen die kirchliche Geistesherrschaft, also in den Anfängen der Renaissance in England, dem Beginn des 16. Jahrhunderts, der Zeit des Erasmus. Im Zug der Befreiung des Menschen aus der kirchlichen Bevormundung ersteht zunächst die Einzelpersönlichkeit neu, wird weiterhin der Toleranzgedanke begründet, findet die Freiheit des menschlichen Forschens ihre Verfechter, wird die unabhängige Kraft und Macht des menschlichen Denkens in den Vordergrund gerückt, kommt das Recht der menschlichen Vernunft bedeutende Naturrecht auf, und werden, im besonderen von Thomas Hobbes, die das Einzelwesen bestimmenden Kräfte als in diesem Leben allein ausschlaggebend herausgestellt, und der auf Grund eines Vertrags entstandene Staat als ein Mechanismus gekennzeichnet. Der Kampf gegen die absolute Macht des Königtums der Stuarts wird so geführt unter Verwendung all dieser für die Entwicklung des englischen Freiheitsgedankens kennzeichnenden Einzelzüge. Als Exponent eines Zeitalters der Vorherrschaft der Vernunft bestimmt sodann John Locke dadurch, daß er die neue Weltsicht zu einem Lehrgebäude formt, die englische Weltanschauung richtunggebend für die nächsten zwei Jahrhunderte — er wird so zum Vater des modernen Liberalismus. Dabei ist sein ganzes Gedankengebäude, dessen Theorien ausschließlich von der Vernunft bestimmt werden, getragen vom Nützlichkeitsstandpunkt; und seine Ideen führen hin zur Auffassung von der Gleichheit aller Menschen. Der zum Internationalismus weiterleitende Menschheitsgedanke erhält endlich im Freimaurertum seine moderne Ausprägung — in der englischen Aufklärung vollzieht sich mithin jene Wandlung, die den modernen Liberalismus grundlegend unterscheidet von der früheren Freiheitsbewegung; die Unterschiede liegen in der Überbetonung des Einzelwesens sowie in der aus der allgemeinen Anerkennung der Toleranz sich ergebenden Gleichsetzung aller

Religionen, Völker und Rassen, im Sinn sogar einer Gleichartigkeit. Die Folge ist die völlige Auflösung aller Bindungen; Volkstum und Rasse werden beiseite geschoben. Dazu gesellt sich die Vermaterialisierung des ganzen Lebens. Alles, was dann die französische Revolution an Schlagworten bringt, findet sich mithin bereits in der englischen Aufklärung zum mindesten vorbereitet. Unmittelbar wird diese in England noch fortgesetzt durch den Utilitarismus, mit dem Eigennutz als wichtigstem menschlichem Trieb im Vordergrund. Und der liberalistische Machtkomplex des Britischen Weltreichs bezieht seine geistigen Gedanken nirgends anderswoher als ausschließlich aus diesem Nährboden.

So beantwortet Hoops die gestellte Frage, wohin in ihrer wechselvollen Entwicklung die Weltanschauung des Liberalismus führt. Philosophisch dem Gehalt nach, ist das gedankliche Gefüge dieses Aufsatzes mit zwingender Logik aufgebaut, dazu wohlthuend klar und in einfachster Wortwahl gesetzt; so daß gerade auch mit diesem Beitrag der vornehmste Zweck der Gemeinschaftsarbeit aller deutschen Anglisten, nämlich Verständnis zu erwecken für die schicksalhaften Fragen, die sich um »England und Europa« schlingen, weit über die engeren Fachkreise hinaus bei allen geistig führenden Schichten in unserem deutschen Vaterland, glänzend erreicht wird.

Lediglich erwähnen möchte ich noch zwei kleinere Bändchen, die Hoops in den ersten Jahren dieses 2. Weltkriegs für die vom Zentralverlag der NSDAP herausgebrachte Sammlung »Das ist England« geschrieben hat, nämlich *Englands Selbsttäuschung* (1940) und *Irland und England* (1940). Da diese Schriftenreihe »den Wünschen von Millionen deutscher Volksgenossen entgegenkommen soll, die das Bedürfnis haben, sich über viele durch den Krieg aufgeworfene Fragen Rechenschaft abzulegen«, können die beiden Abhandlungen nicht sehr viel beisteuern zum Bild des Forschers Reinald Hoops, wenngleich natürlich sofort mit allem Nachdruck festgestellt werden muß, daß die Gabe, auf dem Wege zähe forschender Wissenschaft Erarbeitetes in ansprechender Form wie sachlich gediegen und stichfest an eine breite Leserschaft heranzubringen, leider nicht allen Wissenschaftlern, wohl aber, wie aus den beiden Bändchen ersichtlich, Reinald Hoops vorzüglich eignet. Jeder Deutsche kann daraus lernen. Wenn er in irgendwelchem Zusammen-

hang vom englischen Cant hört, wird er sich dankbar der von Hoops gegebenen Begriffsbestimmung erinnern: Die Verwendung religiöser und moralisierender Phrasen zur Verhüllung egoistischer und unedler Handlungen. Und die Geschichte des Leidensweges des tapferen irischen Volkes im Kampf gegen England sowie sein zähes Sich-Durchringen zum Nationalstaat wird immer wieder bei uns allen auf aufnahmefähigen Boden fallen.

Doch sei noch, gerade hieran anknüpfend, zweier beachtenswerter Aufsätze in den »Englischen Studien« gedacht, die uns Hoops' reges Interesse am Keltentum bekunden. Den ersten Anstoß zur Beschäftigung mit den damit verknüpften Fragen, die nicht nur den Keltisten, sondern namentlich auch den Anglisten angehen, wenn er wirklich sein Fach kulturwissenschaftlich allerwärts durchdringen will, erhielt Hoops während seines mehrjährigen Aufenthalts auf schottischem Boden, wo er, in Zusammenhang gerückt mit der nach dem Weltkrieg machtvoll auflebenden schottischen Nationalbewegung, zu Studien über das Keltentum, insonderheit in seiner gälischen Ausprägung, angeregt wurde.

Der erste Aufsatz *Die Schottische Renaissancebewegung* (1933) klärt über das Wesen, die Ziele und bisher erreichten Erfolge dieser vorwiegend literarischen Bewegung auf, die von der Feststellung ausgeht, daß die Schotten den Engländern gegenüber bislang nicht genügend Selbstbewußtsein an den Tag gelegt hätten, und die Schotten zur Selbstbesinnung aufruft, zur Rückkehr zu den Schätzen ihrer alten nationalen Dichtung vom Ausgang des Mittelalters und Beginn der Neuzeit. Der Aufsatz gibt uns weiterhin ein plastisches Bild von ihren Hauptvertretern, etwa dem mit Leidenschaft für das Erstehen einer großen schottischen Nation kämpfenden Dichter Hugh MacDiarmid, der auch, durch Synthese der vorhandenen (germanischen) Dialekte des Schottischen, eine schottische Nationalsprache, das 'Synthetic Scots', zu schaffen versucht, oder etwa, im Roman, dem kraftvollen, an Thomas Hardy gemahnenden Realisten Neil Gunn; und er weist auch schon darauf hin, daß diese Bewegung gerade den (keltischen) Gälén als einen wichtigen Bestandteil der schottischen Nation anerkennt.

Gerade hierzu bringt der zweite Aufsatz *Das Keltentum in Schottland* (1943), der hervorging aus einem vor den deutschen

Keltisten 1941 zu Wernigerode gehaltenen Vortrag, eine Reihe besonders bezeichnender Züge. Auf Grund einer Erörterung der Rassen- und Sprachenverhältnisse Schottlands gelangt Hoops hier zu dem Schluß: daß die Kelten als dünne Herrenschicht ins Land kamen, die allmählich von der nichtindogermanischen, westischen oder mediterranen Vorbevölkerung rassenmäßig überwuchert wurde, während andererseits diese unterworfenen Vorbevölkerung die Sprache der keltischen Herrenschicht annahm und sie weiter pflegte und vererbte. Das bedeutet, daß wir heute in Schottland ein Volk als Träger keltischer Sprache und Kultur vor uns haben, das mit dem eigentlichen Volk der Kelten wenig mehr zu tun hat, sich aber doch als Kelten fühlt und bezeichnet. Mit Eifer wendet man sich in Schottland neuerdings wiederum der gälischen Sprache zu; war doch das Gälische bereits im vorchristlichen Europa die Sprache einer kräftigen einheimischen Kultur. Dabei glaubt man auch an eine frühere, etwa für die Zeit der Maria Stuart geltende, weit stärkere Verbreitung des Gälentums in Schottland als heutigentags. So kann es auch nicht wundernehmen, daß gerade MacDiarmid den Glauben, der Kelte sei zur Führung der Welt berufen, besonders kraftvoll zum Ausdruck bringt.

Der Anglist wird Hoops gerade für diese beiden Aufsätze besonders dankbar sein; liegt doch Schottland für gewöhnlich weit draußen am Rand seines Arbeitsgebiets und betritt er meist nur mit Macphersons 'Ossian', Burns, Sir Walter Scott und Carlyle schottischen Boden.

Das Lebensbild unseres Kameraden Reinald Hoops wäre unvollständig, würden wir nicht auch den Soldaten Reinald Hoops in den wesentlichen Zügen hier eingliedern. Bald nach der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht im Deutschen Reich tat Hoops in den Sommermonaten 1936 und 1937 Dienst bei der Wehrmacht als Infanterist im schwäbischen Standort Ludwigsburg. Daß er auch auf dem Kasernenhof und im Gelände seinen Mann voll und ganz stellte, geht daraus hervor, daß er sogleich zum Offiziersanwärter ausersehen wurde. Zunächst bei Ausbruch des Kriegs noch im Zivilberuf tätig, war er gleichwohl bereits auch der Wehrmacht verpflichtet, indem er von 1940—1942 in seinen sämtlichen Semesterferien mit Vorträgen eingesetzt war bei Einheiten der Luftwaffe und der

Kriegsmarine in Frankreich, Holland, Norwegen und Rußland. Nachdem wir im November 1942, gelegentlich einer Dozentenbundsbesprechung in Seefeld in Tirol, zum letzten Mal, was wir freilich nicht ahnten, ihm die Hand geschüttelt, wurde er am 27. Februar 1943 als Infanterist zum Grenadier-Ersatzbataillon 499 nach dem äußersten Südosten des Alten Reichs, nach Krain, eingezogen. Wenige Wochen später, wie mir sein Vater schrieb, an seinem 37. Geburtstag, dem 15. April 1943, wurde Reinald Hoops, der mit Leib und Seele Soldat war, an der mittleren Ostfront in vorderster Linie eingesetzt; und hier ist er am 7. August des vergangenen Jahres 1943 als Unteroffizier und Offiziersanwärter, tapfer kämpfend und seinen Kameraden ein leuchtendes Vorbild, gefallen. »Wir müssen die Stellung halten!« das waren (so berichtet ein schwerverwundeter Kamerad, der außer den Vermißten einzige Überlebende der Kompanie, der schwer heimgesuchten Gattin, an deren Seite Reinald Hoops fünfeinhalb Jahre glücklicher Ehe beschert waren) seine letzten Worte, die er — die nächsten Vorgesetzten waren schon gefallen — von der Böschung herab, auf die er gesprungen war, seiner Truppe zurief und uns allen als heiliges Vermächtnis hinterließ. Eine wahrhaft heroische Haltung im Angesicht des Todes, ein verklärender Heldentod im Kampf für das, an das wir alle glauben, das Ewige Deutschland, das er aufs innigste liebte.

Der Forscher Reinald Hoops war mitten aus rastloser Arbeit im Dienst der wissenschaftlichen Geltung Deutschlands herausgerissen worden: Liegt doch, fast vollendet, eine Ausgabe vor der Handschrift B des altenglischen Annalenwerks der sogenannten Sachsenchronik, an der er jahrelang gearbeitet hat, zu der die Vorarbeiten noch in die Freiburger Dozentenzeit zurückreichen, wie ein kurzer Artikel in den »Englischen Studien« (1936) zur Bedeutung des ae. Hauptworts *nefa* ('näherer Verwandter', genauer 'Neffe' und 'Vetter') bekundet; und mitten im Kriege, 1941, begann Hoops noch mit der Fertigung eines groß angelegten Etymologischen Wörterbuchs der englischen Sprache (nach dem Muster des »Etymologischen Wörterbuchs der Deutschen Sprache« von Friedrich Kluge), das sein opus magnum hätte werden können, wenn nicht das Schicksal es anders bestimmt hätte. Nachdem er sich auf gar allen Gebieten unseres Fachs glänzend aus-

gewiesen, kommt er so wieder zurück zum Ausgangspunkt, zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sprache selbst.

Als abschließendes Urteil aber über Reinald Hoops, den früh Vollendeten, mögen die Worte Geltung haben, welche die Schwägerin von D. H. Lawrence, die ihn von Kind auf kannte, in ihrem Beileidsschreiben an die schwer geprüften Eltern richtete. Er hatte sie über den Einfluß befragt, den die Psychoanalyse auf Lawrence ausgeübt haben könnte. Mit Bezug darauf findet sie über Reinald Hoops die Worte: »Er ist noch einmal als Mann bei mir gewesen, um wegen seiner Arbeit über D. H. Lawrence sich einiges bestätigen zu lassen. Seine ebenso solide wie geistvolle, tiefgründige Art, das Problem zu behandeln, hat mir damals Eindruck gemacht, ebenso die lebenswürdige Persönlichkeit.«

Die anglistische Wissenschaft verliert in dem vorzeitig Vollendeten einen Forscher, der noch zu den schönsten Hoffnungen berechnete.

München, 23. Februar 1944.

Robert Spindler.

NACHRUF.

In tiefer Erschütterung und Trauer gedenkt der Verlag des gefallenen Helden.

Der so früh Dahingegangene war dazu ausersehen, das Werk seines Vaters, des Geh. Rates Dr. Johannes Hoops, weiterzuführen und auszubauen. Die *Englischen Studien* verlieren in Reinald Hoops einen Mitarbeiter von hohem geistigen Wissen, dessen bisherige Arbeitsleistungen einen vielversprechenden Weg in die Zukunft wiesen.

Die deutsche Geisteswelt verliert in ihm einen jungen Gelehrten, der mit dazu ausersehen war, den Ruf der deutschen Wissenschaft weiter zu erhalten und zu mehren.

Leipzig im Mai 1944.

O. R. Reisland.

ZUR CHARAKTERISTIK DES ENGLISCHEN SPRACHSYSTEMS.

Versuch eines Aufrisses einer Strukturlehre¹⁾.

I. Einleitende Bemerkungen.

Das folgende Thema betrifft Probleme, deren Klärung und Lösung mich schon seit geraumer Zeit beschäftigen, wenn es auch in der Natur der Sache liegen muß, daß es sich dabei nicht durchaus um feststehende und endgültige Resultate, sondern oft mehr um Fragestellungen und Anregungen handeln wird; aber es ist an und für sich ein Gewinn, glaube ich, Ansatzpunkte für weitere Wegrichtungen aufzuzeigen, auch wenn die Wege selbst noch weniger begangen sein mögen und das Erreichen der Ziele noch in weiter Ferne liegt. Das Ganze, was ich im folgenden bieten kann, ist demnach ein vorläufiger Rohbau.

In diesem Sinne also bitte ich die folgenden Darlegungen aufzunehmen. Sie betreffen freilich wichtige, ja ich darf wohl sagen, grundlegende Prinzipienfragen der Sprachwissenschaft überhaupt, und gipfeln eigentlich in der Frage: Wie charakterisiert man eine Sprache?

Zwei Termini aus dieser Fragestellung sind zunächst zu erläutern; und zwar: was heißt in diesem Falle *'charakterisieren'* und was verstehen wir unter *'Sprache'*? *'Charakterisieren'* heißt soviel wie *beschreiben* oder *die konstitutiven Elemente eines Objektes*, gleichviel welcher Art es sei, so *bestimmen*, daß wir daraus ein Gesamtbild erhalten, welches nur diesem

¹⁾ Die folgenden Ausführungen bildeten im wesentlichen den Inhalt eines als Gastvorlesung im Juni 1942 an den Universitäten Bonn und Marburg gehaltenen Vortrags. Ich erweitere in dieser Darstellung den Text gegenüber dem Wortlaut des Sprechvortrags, der durch die Kürze der Zeit bestimmt war.

und keinem anderen Gegenstand entspricht. Danach heißt also 'eine Sprache charakterisieren' ihre sie bestimmenden Züge, ihre ausgeprägte Eigenheit erfassen und darzustellen trachten. Das bedingt aber weiterhin, daß wir es dabei mit einem zuständlichen oder seienden und nicht mit einem werdenden, sich wandelnden oder in Entwicklung befindlichen Objekt zu tun haben. Unser Problem betrifft also die deskriptive (statische, synchronistische), nicht aber die genetische (dynamische, diachronistische, historische) Sprachbetrachtung: es handelt sich um die charakterisierende Beschreibung *eines Sprachzustandes*, und es ist klar, daß es sich vornehmlich um den uns zunächstliegenden Sprachzustand handeln muß, da er uns am besten und direktesten durch das Medium der 'lebendigen' Lautbilder und ihrer Funktionen zugänglich ist.

Was ist aber nun das Objekt dieser Beschreibung, diese in einem Zustand befindliche Sprache? Wie konstituiert sie sich in ihren Zügen, die wir zu beschreiben haben? Ich will mich kurz fassen: 'Sprache' ist ein grammatisches Abstraktum; wenn wir zum Konkretum durchstoßen, so sind dies die Sprecher in einer Sprechsituation oder, im kollektiven Sinn, die an dieser Sprachsitte im gesamten teilhabende Sprachgenossenschaft. In diesem doppelten Sinne wird 'Sprache' aufgefaßt: 1. als das *Sprechen*, d. h. die aktuelle Betätigung, bei der wir sinnlich wahrnehmbare Lautzeichen produzieren, die Symbole unserer seelischen Welt sind. Dies Sprechen ist eine Ausdrucks- und Eindrucksleistung zur Vermittlung unseres vorstellenden, urteilenden und gefühlsmäßigen Erlebens und Verhaltens. Wir geben uns der Mitwelt kund und diese Mitwelt reagiert wiederum auf diese unsere Kundgabe; ein ständiges Hin und Wieder, ein Wechselspiel zwischen Sprecher und Hörer, Hörer und Sprecher. 2. Diese aktuelle Betätigung schafft nun im Raume der Sprachgemeinschaft das, was wir *Sprache* in einem zweiten Sinn zu nennen pflegen: das Resultat des Sprechens für die Gemeinschaft, die Sprachdisposition, d. h. jene Menge von Gedächtnisbildern, die — bildlich gesprochen — in der Seele der Sprecher ruhen und im aktuellen Reden jeweils ins Spiel treten, gewissermaßen neu belebt werden. In solchem Sinn handelt es sich — man kann da nur in Bildern reden — um ein kompliziertes Gewebe, dessen Elemente durch mannigfache Assoziation verbunden erscheinen, und diese Elemente sind im

Grunde nichts anderes als die Lautbilder (samt den organischen, artikulatorischen Erinnerungsbildern) zusammen mit ihren Bedeutungen und Funktionen im Rahmen des Ganzen. Das ist es, was wir als *Sprachsystem* zu bezeichnen pflegen, und die Beschaffenheit dieses Systems zu erkennen, muß eine wissenschaftliche Hauptaufgabe der Zukunft sein.

Dieser Systemgedanke ist nicht neu; er findet sich schon vor Humboldt in der Sprachphilosophie des 18. Jahrhunderts, wurde dann besonders von *Humboldt* betont (ergon neben energieia). *Marty* hat wiederholt auf die psychischen Kräfte hingewiesen, die beim Werden eines solchen Sprachsystems innerhalb der Sprachgenossenschaft beteiligt sind — schon in seiner ersten Schrift 'Über den Ursprung der Sprache' (1875) —; von philologischer Seite war es besonders der Genfer *de Saussure* sowie seine Schule, die mit Recht diesem Problem ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet haben. Dieser Gedanke hat weiterhin — in den Kreisen der Indogermanistik vor allem — an Boden gewonnen; in der Anglistik ist er noch weniger betont worden. Man mag dabei an die Schwierigkeiten denken, welche im Falle der Anglistik mit dem Begriff des 'Standard English' verbunden scheinen, ein Problem, auf das ich hier nicht näher eintreten möchte. Es genüge hier bloß zu sagen, daß im Falle des Englischen auch für breite soziale Schichten eine gewisse sprachliche Durchschnittsnorm (wenn auch mit möglichen individuellen Varianten) besteht, und weiter, daß keine gesprochene Sprache ohne einen solchen Systemcharakter bestehen kann. Darum seien *im allgemeinen* bezüglich des sprachlichen Systemgedankens gleich folgende zwei Grundmomente als besonders wichtig hervorgehoben:

1. Kein volkssprachliches Sprachsystem ist ein vollkommen durchgegliedertes und harmonisch gestaltetes Ganzes; denn keine Volkssprache ist überlegt und planmäßig ausgebaut worden. Jeder Sprachzustand ist ein vorübergehendes Equilibrium, das von Kräften des Beharrens und der Veränderung bestimmt wird, wenn natürlich auch der lebendige Sprachgebrauch mit seinem wogenden Wechselspiel von Aktion und Reaktion eine gewisse Einheit zustande bringt¹⁾.

¹⁾ Gedanken, die *Marty* oftmals ausgesprochen hat. Von der Genfer Schule hat neuerdings besonders *Bally* (Einleitung zu seinem Werk 'Linguistique générale et Linguistique française', 1932) diese Anschauungen betont.

Einige Beispiele hierzu aus dem Englischen:

Die englische Sprache tendiert im Lautbild seiner Wortstämme zur Einschränkung der Silbenzahl (Ein- bis Zweisilbigkeit). Aber die französischen und lateinischen Elemente sind oft vielsilbig, haben für die barytonale Akzentlage (d. h. Anfangsbetonung) mancherlei Schwierigkeiten im Gefolge und zeigen selbst in verwandten Stämmen Diskrepanzen der Akzentlage (z. B. *signify*, *significátion*, *signíficant*). Die dominante englische Pluralbildung ist die *-s*-Type (*kings*, *flags*, *cats* usw.); es ist dies eine lautlich und funktional gebundene, große Gruppe. Aber daneben stehen die partiellen Suppletivformen, die sogenannten Umlautstypen (*foot* — *feet* usw.); eine gewiß kleine, aber beharrliche Type, die durch die Vokalopposition im Stamme und die Funktion assoziativ gebunden erscheinen. Daß solche Vokalopposition an sich aber nicht alles ausmacht, sehen wir an Fällen wie *boot* — *beat*, wo es sich um lexikalisch ganz verschiedene Elemente handelt. Neben dieser Umlauttype aber steht weiter die *ø*-Type: *sheep*, *dæer*, *trout* usw., die nur aus dem Kontext heraus (d. h. im assoziativen Reihenzusammenhang) jeweils plurale, d. h. kollektive Funktion erkennen läßt. Schließlich sei noch jener Substantiva gedacht, die, wie *phenomenon*, *-a* usw., wiederum einer besonderen Formgruppe angehören.

Ganz Analoges ließe sich über die Komparation der Adjektiva und weiters über die verbale Stammbildung sagen; im letzteren Falle ist die lebende Dominante der Typus *help* — *helped*, dem aber die Stämme mit Vokalopposition (*drink* — *drank* — *drunk*) und die *ø*-Type (*put*, *cut*, *set* usw.) gegenüberstehen.

2. Trotzdem aber muß betont werden, daß sich der Systemcharakter, d. h. die assoziativen Verbände — seien sie lautlicher oder bedeutungsmäßiger Natur oder beides vereint —, über alle Teile der Sprache erstrecken: über das Laut- und Formensystem nicht weniger, wie über die Wortbildung und die Wortfügungen (Syntax), und schließlich über den Wortbestand (Wortschatz) im gesamten. Überall sind da assoziative Kräfte nach Ähnlichkeit (oder Gegensatz) sowie nach sonstigen Zusammenhängen (Kontiguät) im Spiele. Auch der Wortschatz mit seinen Bedeutungsfeldern, mit seinen Synonymien und Antonymien, mit seinen homonymen Beständen, seinen vieldeutigen Elementen zeigt so etwas wie Systemcharakter.

Diese der allgemeinen *statischen* Sprachstruktur fundamentalen Züge gilt es also aufzuzeigen, wenn das Bild einer Gesamtcharakteristik gewonnen werden soll.

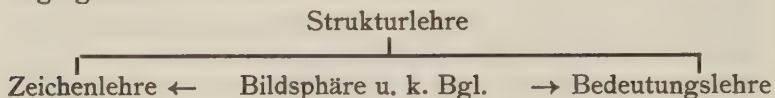
Wir besitzen noch kein derartiges, wissenschaftlich ausgearbeitetes Charakterbild der englischen Sprache. Das, was wir Grammatik nennen — ich denke hier nur an eine deskriptive, beschreibende, wissenschaftliche Darstellung —, gibt doch nur Ausschnitte aus dem Ganzen; zudem ist hinlänglich bekannt, welche methodischen Schwankungen da im einzelnen herrschen. Die klassifikatorische Einteilung der Grammatik nach Laut-, Wortlehre und Syntax ist unbefriedigend; im übrigen ist der Terminus 'Syntax' umstritten, je nachdem man dabei eine *formale* Gruppenlehre oder aber eine Bedeutungslehre im Auge hat. Dazu kommt, daß die übliche *deskriptive* Lautlehre einer phonetisch-analytischen Darstellung des Lautsystems gilt, dann zur Silbe und zu höheren phonetischen Gebilden übergeht, wobei aber von Fragen der Bedeutungsfunktion dieser Lautelemente prinzipiell abgesehen wird. Freilich bricht mit der Lehre von den Akzentfaktoren (etwa *even stress* im Englischen) und Intonation notwendig — man könnte fast sagen, unliebsamerweise — das Bedeutungsproblem in diese formale Welt herein. Und schließlich vernachlässigt die übliche grammatische Darstellung völlig das Gebiet des Wortschatzes und andere wichtige Erscheinungen, die gerade für eine Sprachcharakteristik von besonderem Belang sind, wie etwa: die *Bildsphäre* der Sprache und anderes, was nicht lautlich-formal ist, aber auch nicht zur Bedeutung des Sprachmittels an sich gehört. Die 'Stilistik' im Sinne einer Idiomatik der englischen Sprache hat gegenüber der deskriptiven Grammatik nun gewiß diesen Boden betreten; aber ich glaube, daß der 'System'charakter damit doch noch nicht voll zur Geltung gekommen ist. Im übrigen habe ich den Ausdruck 'Stilistik' absichtlich gemieden, weil er zweideutig ist. Er kann 'das System und seine Charakteristika' bedeuten, oder aber 'Stilistik im Sinne künstlerischer Verwendung der Sprachmittel' meinen; in letzterem Falle handelt es sich um das Einbetten der Sprachmittel in eine (künstlerische) Wertsphäre und darum um einen von einer typisierenden Charakteristik verschiedenen Aspekt. —

Ich möchte daher, um diesem etwas verworrenen Zustand zu entgehen, den Versuch einer methodischen Synthese

wagen, die freilich praktisch erst in den Anfängen liegt und, wie schon betont, als bloßer Versuch gewertet werden muß. Aber es ist gut, stets den Blick aufs Ganze und in die Zukunft zu richten, wenn auch die eigene Kraft zur Erfüllung nicht ausreichen kann.

II. Die Strukturlehre; Gliederung.

Ich nenne die Gesamtdarstellung einer solchen Sprachcharakteristik 'Strukturlehre' und möchte sie im Umriß wie folgt gliedern:



Zur Erläuterung: Wie jedes relativ selbständige Lautzeichen (= Wort) eine doppelte Seite hat, und zwar die *äußere Lautform* (das Sinnlich-Wahrnehmbare am Worte) und eine gedankliche, die *Bedeutung*, so muß auch die Strukturlehre diese beiden Seiten betrachten; jedoch in steter Relation zueinander. Die Zeichenlehre rückt das formale Element der *sinntragenden* Sprachmittel ins Zentrum der Betrachtung, wogegen in der Bedeutungslehre die Bedeutung oder Funktion im Blickpunkt der Darstellung zu stehen hat. In dieser Bedeutungslehre hätte aber nicht nur die sogenannte syntaktische Funktion der Sprachmittel Behandlung zu finden, sondern auch ihre lexikalische Bedeutung (zum Beispiel die Bedeutungsfelder des Wortschatzes).

Zwischen diesen beiden Hauptspähren, der äußeren lautlichen und der gedanklichen, semasiologischen, gibt es aber — wie ich sagen möchte und oben im Schema angedeutet habe — eine Zwischenwelt. Das ist jene Region, die *Marty* als die 'inneren Formen' bezeichnet hat.

Anmerkung¹⁾.

Bekanntlich hat Humboldt den Terminus 'Innere Sprachform' zum erstenmal in ausgreifendem Maße verwendet; er benutzt diesen Terminus in genetischem, deskriptivem und normativem Sinn; weiter aber vermengt er dabei die *Bedeutungssphäre* und die *Bildsphäre* der Sprache. *Marty* hat nun, von H. ausgehend, diesen Terminus konsequent eingegrenzt: er verwendet ihn für die statische Betrachtung, also deskriptiv und weiteres

¹⁾ Vgl. dazu: Einleitung zu 'Psyche und Sprachstruktur' (von mir aus *Martys* Nachlaß ed.; Bern, Francke, 1940).

bloß für jene im obigen Schema angedeutete Zwischenwelt, für die Bildsphäre und die konstruktiven Begleitvorstellungen. Was darunter zu verstehen sei, sogleich nachher. Ich weiß, daß man fortfährt, 'Innere Form' im Sinne von der in der Sprache zum Ausdruck kommenden Gedankenwelt, also für die Bedeutungssphäre, und die Gründe ihrer Gestaltung bei den verschiedenen Völkern zu sprechen; mitunter wird 'I. F.' auch im vageren Sinne, wie bei H., gebraucht. Ich möchte darüber nicht rechten; denn es kommt mir nicht auf den Terminus, sondern allein auf die Sache, das heißt auf die von Marty darunter verstandenen Phänomene an, und diese lassen sich nicht wegleugnen. Ich habe daher vorgezogen, im folgenden die Termini 'Bildsphäre' und 'konstruktive Begleitvorstellungen' zu gebrauchen für jene Erscheinungen, die M. 'innere Formen' genannt hat.

Die Bildsphäre¹⁾ der Sprache betrifft einmal die *metaphorische* Bildwelt im weitesten Sinne des Wortes: zum Beispiel 'einen Stein auf dem Herzen haben' = seelisch leiden; *to cut a person dead* = to ignore him completely; *a copper sky*; *I am going to write a letter*; *at the back of the house* usw. Diese metaphorische Sphäre betrifft nicht bloß das Lexikalische an sich, sondern erstreckt sich mehr oder weniger über die gesamte Struktur der Sprache. Dabei kommt es bei der Charakteristik des Sprachsystems in erster Linie auf jene 'Bilder' an, die noch lebend sind, das heißt, als solche vom Sprecher noch gefühlt werden. Erstarrte Metaphern hingegen, bei denen das Bildhafte vergessen ist, gehören der Sprachgenesis und somit der historischen Betrachtung an. Ich möchte aber doch betonen, daß jede Vieldeutigkeit lebender Sprachmittel ('Bedeutungswandel') irgendwie mit diesem Problem zusammenhängt und in den Kreis der Bildsphäre gehört.

Zu dieser Bildsphäre der Rede kommen nun noch andere Begleitvorstellungen, die nicht solch metaphorischen Charakter tragen. Sie ergeben sich allmählich als Folge von Kontaktassoziationen im Redezusammenhang und -verlauf. Ich will für diese Begleitvorstellungen, die ich nach Marty 'konstruktiv' nennen will, ein paar sprechende Beispiele geben:

a) Der sogenannte *Saxon Genitive* im Englischen und sein Funktionsbereich.

Weber hat in seiner Arbeit über den englischen Sprachbau (1934) den Versuch gemacht, für das Mod. E. semasiologisch

¹⁾ Zur weitgehenden Erläuterung des Folgenden vgl. meine Schrift 'Innere Sprachform' (Reichenberg, 1924) und Martys Vorlesung über Sprachphilosophie in 'Psyche und Sprachstruktur' (Teil II).

eindeutige Kasus-kategorien zu postulieren, was sicherlich unrichtig ist und hier nicht widerlegt werden soll. Aber *einen* Fall greife ich heraus, und zwar die Behauptung, daß der heutige -s-Genitiv eine eindeutige Funktion habe. Nun, man spricht gewöhnlich von einem 'possessive' case, und es soll zugegeben werden, daß eine gewisse zentrale Position im Bedeutungskreise dieses formalen Kasus das 'Besitzverhältnis' ist — trotzdem dieses ja gewiß keine in sich einheitliche Bedeutungskategorie darstellt. Niemand wird bezweifeln, daß *John's dog* und *John's mother* toto genere verschiedene Relationsverhältnisse beinhalten, die nur durch die vage Analogie einer gewissen Zusammengehörigkeit etwas Ähnliches haben. Die semasiologische Analyse der -s-Typen zeigt denn auch in Wahrheit ein ganzes Bündel von Bedeutungen, die vom naiven Sprachbewußtsein durch ein Ausdrucksmittel zusammengehalten werden. Aber trotz alledem erscheint mir W.s Ausdeutung ganz unmöglich, wenn er allen Ernstes für Fälle wie 'Mr. White's execution', 'her daughter's loss' das Besitzverhältnis als Bedeutung in Anschlag bringt, wo jede Grammatik nur in vollstem Recht ist, wenn sie von einem *genitivus objectivus* spricht. Ebenso ist derjenige im Recht, der in 'Shakespeare's plays' einen Gen. des Urhebers (also das Kausalverhältnis) erblickt und betont, daß in diesen Fällen die *of*-Gruppe den vollkommen ebenbürtigen semasiologischen Dienst leistet; das heißt, 'Sh.'s plays' und 'the plays of Sh.' sind vollkommen synonym.

Nichtsdestoweniger aber erhebt sich für uns die Frage: Wie kommt man zu solchen ernstlich gemeinten Ausdeutungen eines 'Besitz'kasus, und wie kommt es, daß auch in der englischen Grammatik für die ganze Gruppe der Terminus 'possessive' case üblich ist? Es handelt sich hier um ein Phänomen einer konstruktiven Begleitvorstellung. Weil tatsächlich in einer Reihe sehr häufiger, alltäglicher Fälle die -s-Type + Beziehungswert dem Ausdruck einer 'Zugehörigkeit' oder eines 'Besitzverhältnisses' dient, so haftet sich an diese Konstruktion eine Begleitvorstellung des 'Besitzes', die auch da in Wirksamkeit tritt, wo ein primär ganz andersartiger Bedeutungskomplex vorliegt. Wollte also jemand 'Caesar's murderers' im strengen Sinne des Wortes für einen 'Besitz'kasus erklären, so hätte er die konstruktive Begleitvorstellung mit der eigentlichen Bedeutung verwechselt.

b) Konstruktive Begleitvorstellungen können sich auch analogisch bei Gruppenbildungen wirksam erweisen; syntaktische Analogie in diesem Sinne liegt vor zum Beispiel bei *-ing*-Formen: *He spent much time in writing books* oder *in the writing of books*; beides semasiologisch identisch, aber konstruktiv verschieden: letzteres gehört konstruktiv der noun-Sphäre, ersteres der verb-Sphäre an, d. h. die konstruktiven Begleitvorstellungen substantivischer oder verbaler Gruppen wirken sich bei solchen Konstruktionsunterschieden aus.

c) Bei der Definition der sogenannten Redeteile (subst., adj., verb. usw.) spielt dieses Problem der konstruktiven Begleitvorstellung eine ausschlaggebende Rolle (wozu freilich auch mitunter Einfluß der Bildsphäre beiträgt). Ich will hier nur vom *Verbum* hervorheben, daß sich in seiner Funktion und Konstruktion oftmals tatsächlich als Element die Vorstellung von Tun — Leiden vorfindet (*he beats the boy; the boy is beaten by him*). Darum aber hängt jedem Verb mehr oder weniger eine solche Begleitvorstellung an, auch wenn es an sich gar nichts mit Tun oder Leiden zu tun hat. Die weitreichenden formalen Passivkonstruktionen im Englisch (zum Beispiel *I was given a book*) sind in diesem Sinne semasiologisch eine konstruktive Analogie zu 'wirklichen' Passivbildungen.

d) Schließlich spielt das Problem der konstruktiven Begleitvorstellungen eine wichtige, ja ausschlaggebende Rolle für die Frage: Was ist ein *Wort*?

Das 'Wort' stellt für den naiven Sprecher, der nicht grammatisch reflektiert, doch eine gewisse Einheit dar: er denkt vielleicht an eine gewisse selbständige Beweglichkeit im Redezusammenhang, oder er denkt an Fälle, wo das Wort im Sprachsystem selbständiger Bedeutungsträger ist, wie etwa die 'Dingwörter' (*house, tree, book* usw.). Darin liegt etwas Wahres, aber doch nicht die ganze Wahrheit. Ich brauche nicht erst zu beweisen, daß das 'Wort' an sich in der aktuellen Rede oft weder eine phonetisch geschlossene Einheit bildet (vgl. die Texte in Sweet's 'Elementarbuch'), noch daß es da stets selbständiger Funktionsträger sei. Die kleinen Tempus- und Moduszeichen, die im Englischen gerne Verkürzung erfahren (*weak forms*: *he'll go, I've seen*), die Relationszeichen (*of* → *əv*), Individuationszeichen (Artikel: *ðə di*), gewisse Pronomina, Elemente, die man oft 'Formwörter' nennt (zum Beispiel Sweet,

Kruisinga) — sind sicherlich nicht selbständige Bedeutungsträger, sondern sie tragen nur zu einer Gesamtbedeutung bei. Aber das tun auch die Adverbia, Adjektiva, ja auch die Verba außer imperativischen Formen.

Trotzdem haben selbst diese mehr oder weniger ergänzungsbedürftigen Redeteile, als Glieder eines Systems betrachtet (wie etwa im Wörterbuch isoliert), ein einigendes semasiologisches Band; sie erwecken an und für sich gewisse Erwartungen, gewisse prospektive Vorstellungen für den Redeverband, für die Wortgruppen, in denen sie gewöhnlich aktuell — mitbedeutend fungieren; 'gelb', 'schwer' lassen unwillkürlich an etwas denken, das diese Eigenschaften besitzt; analog Verba wie 'laufen', 'sitzen' oder Präpositionen wie 'über', 'unter', 'in', 'auf', die in uns, wenn bloß isoliert genommen, Erwartungen für Dingliches erwecken, das als in solchen örtlichen Relationen stehend hinzugedacht wird. Alle diese Sprachmittel haben als *Systemglieder* eine konstruktive Begleitvorstellung und werden deshalb auch vom naiven Sprecher als gewisse selbständige Redeelemente aufgefaßt, was von Flexionsendungen an sich oder von vielen Präfixen und Suffixen sowie von herausgerissenen Silben nicht mehr gesagt werden kann. Die Grenzen mögen da mitunter schwanken, aber das *Prinzip der konstruktiven Begleitvorstellung* als Merkmal gewisser Selbständigkeit von Lautzeichen im Sprachsystem bleibt bestehen. Ein 'Wort' ist in diesem Sinne — und ich schließe mich hier an Marty an — eine Lautform, die im System entweder selbständiger Bedeutungsträger ist (autosemantisch, Dingwort) oder aber eine konstruktive Begleitvorstellung wachruft.

Daraus aber ergibt sich zugleich für uns die Berechtigung, bei der Betrachtung der Sprache im Sinne eines Systems die Strukturanalyse bis zum 'Worte' vorzutreiben. Für den Systemgedanken hat Martys Scheidung von *Autosemantika* und *Synsemantika* auch für die Wörter an sich ihre volle Berechtigung¹⁾.

¹⁾ Für die aktuelle Rede sind die wahrhaften Autosemantika die 'Aussprüche' oder 'Reden', d. h. die Sätze, welche Gestalt sie auch jeweils annehmen mögen; Marty hat daher die 'Dingwörter' *theoretische* Autosemantika genannt. Das heißt aber nichts anderes, als daß sie nicht im Sprechen, sondern im System Selbstbedeutung besitzen.

Soviel im allgemeinen über die Gliederung der Strukturlehre und jener Welt, die zwischen Lautform und Bedeutungsbereich lagert. Wie baut sich nun eine Strukturlehre im einzelnen auf? Ich bin mir wohl bewußt, bei dieser kurzen Darstellung Fragmentarisches zu bieten; andererseits ist gewiß vieles vom Material im einzelnen bekannt¹⁾. Das Wesentliche scheint mir aber eine methodische Zusammenschau, die alle Aspekte der Sprachstruktur zur Geltung bringen möchte.

III. Strukturelle Zeichenlehre.

Was sind die Gegenstände der Zeichenlehre? Ich darf wohl für den Augenblick zu einem etwas banalen Bilde greifen: Vergleichen wir die sprachlichen Elemente, die wir jetzt 'Wörter' nennen können, mit Flaggen, größeren und kleineren Flaggen, darunter auch Randwimpel. Wie sehen denn diese Flaggen, diese Symbolträger für geistige Inhalte aus? Welche Farbenvariationen begegnen uns da im einzelnen und wenn sie in Gruppen auftreten?

Auf unseren speziellen Fall übertragen: wie sehen denn die englischen Wörter aus? Gibt es da konstitutive Gestaltstypen? Wie gruppieren sie sich im System? Welche Zusammenhänge gibt es da? Auf diese Fragen gibt uns die Wissenschaft bisher nur fragmentarische Antwort. Die *Phonetik* bildet sozusagen erst die Vorhalle für dieses Problem; sie liefert die an und für sich sinnleeren Bausteine, aber es fehlt das Ganze, es fehlt der Systemgedanke. Gewiß, die Phonetik stellt das Lautsystem der Sprache zusammen; sie belehrt uns zum Beispiel, daß es im Englischen ein helles und dunkles *l* gibt, die jeweils durch ihre Lautumgebung bestimmt werden (wie in: *little*); daß die flexivischen *-s* und *-d* (*kinz*, *kæts*; *lavd*, *helpt*) je nach dem vorhergehenden Laut stimmhaft oder stimmlos seien. Sie stellt aber nicht die Frage, wieweit solche Lautdifferenzen im System bedeutungsunterscheidend wirken. Von diesem Gesichtspunkte aus sind die eben erwähnten Varianten funktionell belanglos oder neutral, weil sie kombinatorisch gebunden sind; hingegen können solche Lautunterschiede, wenn sie für das Wortende charakteristisch sind, abgrenzend oder als Grenz-

¹⁾ Ich möchte besonders auf Jespersens Werke verweisen.

signale bedeutsam werden (z. B. *we learn* mit hellem *l*; *we'll earn* mit dunklem *l*).

Diese Probleme — die bedeutungsdifferenzierende und die abgrenzende Funktion von Lautelementen an den Lautzeichen — betrachtet nun jener Wissenszweig, der sich den Namen Phonologie gegeben hat. Ich will hierfür den Ausdruck '*strukturelle Zeichenlehre*' einsetzen.

Diese Zeichenlehre ist also eine funktionelle Lautlehre¹). Sie hat in der Betrachtung bei den kleinsten bedeutungsunterscheidenden Lautelementen zu beginnen, die man Phoneme nennt. *pit, pet, pat, pot, put, pate* usw. sind durch Sonanten bedeutungsmäßig unterschieden; *pill, till, kill, bill, gill* usw. durch die Konsonantenreihe. Diese Phoneme bilden in jedem Sprachsystem Assoziationsgruppen nach Opposition oder Ähnlichkeit, und es handelt sich zunächst darum, für die betreffende Sprache ein Phoneminventar aufzustellen und die daselbst möglichen Oppositionen in den Lautformen der Wörter zu bestimmen. Denn es bedarf kaum eines eingehenden Beweises dafür, daß damit ein wichtiges Charakteristikum des Sprachsystems getroffen wird und daß sich da die Sprachen sehr bedeutsam unterscheiden.

Im Englischen spielt der Stimmtonunterschied (z. B. *pit* — *bit*; *bit* — *bid*) eine distinktive Rolle, wogegen im Deutschen dieser Unterschied am Wortschluß so gut wie wegfällt (*Rat, Rad*).

Bei der Bestimmung der Phoneme muß die Zeichenlehre zum Unterschiede von der Phonetik, welche den organisch-artikulatorischen Gesichtspunkt stark betont (vgl. das System Bell-Sweet), auf das Akustische, auf das Hörbild das Hauptgewicht legen. Daß sich die artikulatorisch angeordneten Vokaltafeln Bell-Sweets mit den akustischen Reihen nicht decken, ist schon längst von Sievers (Phonetik § 242) hervorgehoben

¹) Aus der reichhaltigen Literatur für diese Fragen verweise ich nur auf: Trnka, *Phonological Analysis of Present-day Standard English*, 1935 (Prag). Mutschmanns Kritik (Beibl. 47, 206—9) zeigt gewiß Mängel im einzelnen auf, aber er sieht kaum die Tragweite der Fragestellungen an sich. Kruisinga, 'Der Bau des engl. Wortes' (1941; holländisch); eine englische Neubearbeitung wird 1942 bei Verlag Francke (Bern) erscheinen. Trubetzkoy, *Grundzüge der Phonologie*, 1939 (Prag). Für die Lautakustik: Stumpf, *Die Sprachlaute*, 1926.

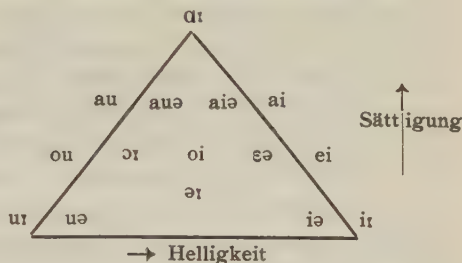
worden. Ich will hier nur auf die akustische Charakteristik des englischen Vokalsystems hinweisen:

1. Betonte Silbe.

a) Kurze Vokale



b) Lange Vokale



2. Unbetonte Silbe.

Hier erscheinen im Englischen nur zwei dominante Vokal-typen: ɪ , ə (vgl. *ready—redder*); ferner die silbischen ɪ_0 , ə_0 , ʊ_0 (*botl, botm, oupn*), die im phonologischen System den Wert von əl , ən , əm besitzen, wobei in dieser Stellung ɪ , ə neutralisiert sind (vgl. *certain: sətɪn, -ən, -ə* als Varianten).

Daran knüpfen sich für das System Fragen wie: welche Vokalreihen treten im Englischen ins Spiel zur Bedeutungs-differenzierung bei lexikalischen, morphologischen, syntaktischen Sprachmitteln? Welche Oppositionen gibt es da? Wie steht es mit ihrer Zahl und Häufigkeit? Welche Schwankungsbreiten sind möglich, ohne die Sinnänderung der Wörter zu bewirken (stilistische Varianten; individuell oder habituell)? Im allgemeinen sei kurz angemerkt: Zwischen Konsonanten erscheinen alle betonten Vokalphoneme; am Ende einsilbiger Wörter nur lange Vokale (darunter die typischen Murmur-Diphthongs *iə, uə, auə* usw. [Kruisinga]); im betonten Anlaut fehlt *u* (vgl. deutsch: *uns, unter*), selten sind da die Murmel-Diphthongs (*air, heir, ear, era; uə* überhaupt nicht).

Was die konsonantischen Phoneme betrifft, so gewahren wir im englischen System sogleich, daß der Stimmtonrelation eine bedeutende distinktive Rolle zukommt, und daß hier bei Explosiv- und Reibelauten analoge Verhältnisse herrschen. Wie verteilen sich aber diese Gegensätze im Lautbild des Wortschatzes? Wie ist ihre Belastung (Zahl und Häufigkeit)?

In der intervokalischen Stellung zweisilbiger Wörter erscheinen alle Konsonanten mit Ausnahme von *h*¹⁾, das nur vor betontem Vokal im Anlaut und in der deutlichen Kompositionsfuge (*knight-hood*) steht; *h* ist auf diese Weise ein Grenzsinal. Am Wortende erscheint kein *w*, kein *r* (außer im Sandhi: *the power_of words*); kaum *ʒ*, außer in wenigen Neulingen (*gərá:ʒ*). Die Belastung der Reibelautoppositionen ist je nach ihrer Stellung sehr verschieden. *ʃ—ʒ* fällt im Anlaut weg; *s—z* ist da selten (*seal—zeal*), dagegen häufiger am Ende (*cease: seize; loose—lose*); *θ—ð* für den Anlaut belanglos, da *ð* auf die kleine demonstrative Gruppe eingegrenzt ist (*this, that, there* usw.).

Nebst den lautlichen Unterschieden an sich spielt im Englischen auch das prosodische Moment (Quantität, Stärke) eine wichtige Rolle bei der Wortstruktur. Länge—Kürze der Vokale treten auch bei lexikalischen Mitteln in Opposition: *full—fool; shot—short* usw. Konsonantenquantität hingegen hat bloß abgrenzende Funktion: *bit, swim* (mit langem Endkons.). Der Stärkeakzent anderseits tritt nur bei morphologischen und bedeutungsverwandten Wörtern distinktiv in Kraft: *import—impórt* (vb.), *fóresight—foresée*.

Nach einer Betrachtung der einfachen Phoneme sollten nun die Phonemverbindungen einer Musterung unterzogen werden²⁾. Es geschieht dies aber wohl am besten an der Hand einer Übersicht über die möglichen Formtypen der Sprachmittel, die bei den Stammwörtern beginnen, woran sich die Typen mit Stammeserweiterung (Flexionen, Ableitungen) anschließen. Diese letzteren sind dadurch charakterisiert, daß sie ein lautliches Kernstück enthalten, welches auch isoliert im System erscheint (*king-s, love-d; hard-ness*), wogegen die Stammerweiterungselemente (Flexionsendungen, Ableitungspartikeln) an und für sich bedeutungslos sind, das heißt keine konstruktive Begleitvorstellung besitzen. Dieser letzte Gesichtspunkt leitet weiter zur Wortkomposition, die sich dadurch auszeichnet, daß jeder Bestandteil auch isoliert im System existiert oder wenigstens mit isolierten Wörtern noch fühlbar

¹⁾ Zu *h* vgl. Luick, Deutsche Lautlehre § 63; Jones, Phonetics § 776 f; § 780 (voiced h).

²⁾ Vgl. Trnka, p. 22—50.

assoziative Beziehungen hat (*churtyard, helpful*). Über diesen Sprachmitteln liegt dann die Wortgruppe und die größeren syntaktischen Fügungen.

Ich muß mich im folgenden kurz fassen, da eingehendere Untersuchungen bisher nur über ein- und zweisilbige Worttypen im Englischen vorliegen und überdies in dieser Skizze ein weiteres Eingehen auf Einzelheiten unmöglich erscheint¹⁾.

1. Die englischen einfachen Wörter (= Stammtypen) sind überwiegend ein- oder zweisilbig, (zirka 3000 Stämme einsilbig; 2400 zweisilbig, davon $\frac{9}{10} \times$ barytonal, $\frac{1}{10} \times$ oxytonal).

Von den einsilbigen Stämmen haben etwa 80% den Bau *tat*²⁾ (z. B. *put, lip, life, half*); graduell seltener sind die Typen *ta, at*. Von den Zweisilbigen ist die Haupttype *tatat* (*cricket, ceiling, furnish*), eine zweite häufige Type *tata*^x, wobei *a*^x phonetisch *ɪ, ə, ɪ, ʊ, ʌ* besagen kann (*pity, dinner, people*).

Im Wortanlaut ist dreifache Konsonanz (mit *s*) möglich, dagegen ist solche am Wortende sehr eingeschränkt (vgl. *French; ntʃ → nʃ*). In der Wortmitte Zweisilbiger überwiegt weitaus einfacher Konsonant.

2. Flexionselemente. Suffixe sind gering an Zahl (*-s, -d* mit Varianten; part. *-en, -ing*); aber sie geben dem Lautbild eine eigene Farbe. Der Auslaut erhält dadurch vielfach ein Gepräge, das sich bei einfachen Stammtypen gar nicht findet, sodaß durch solche Lautgegensätze Stamm- und Flexionsformen im System gesondert erscheinen.

Zum Beispiel: Einsilbige Stämme mit *-z* im Auslaut nach den Murrel-Diphthongen gibt es nicht; ganz sporadisch einsilbige mit *-z* nach Konsonant (*Thames*). Daher sind Typen wie *tears, stores; things, dogs, robs* gegenüber den Stämmen ohne weiteres im System als flexivisch gekennzeichnet. Andererseits werden durch *-s* nach Vokal im Auslaut Stämme ohne weiteres als solche charakterisiert: *face, case, cross* usw. Auslautende Konsonantengruppen mit *-s* sind sehr selten (*lapse, tax*); daher sind Formen wie *hats, parks, deaths* als flexivisch charakterisiert.

¹⁾ Ich benütze für das Folgende im wesentlichen: Kruisinga a. a. O.; auch Schubiger, *The Role of Intonation in Spoken English* (St. Gallen, 1935).

²⁾ *t* = Konsonant, *a* = Sonant.

Zweisilbige Stämme mit *-z* im Auslaut existieren praktisch nicht (nur *topaz*); daher sind *pities*, *bellows*, *cargoes* als flektiert gekennzeichnet.

Im allgemeinen läßt dreifache oder sonst bei Stämmen nicht übliche zweifache Schlußkonsonanz eine Flexionstypen erkennen: *acts*, *bursts*, *lamps*, *shelves*, wobei zu beachten ist, daß die *-s*-losen Formen im System als Oppositionen danebenstehen; Analoges gilt für Endgruppen wie *bd*, *gd*, *vd*, *lpt* (*robbed*, *begged*, *lived*, *helped*).

Solche Auslautsgruppen wirken aber nicht bloß charakterisierend (in Opposition zu den einfachen Stämmen), sondern sie sind gleichzeitig auch Grenzsignale für den Wortabschluß.

Im englischen Sprachsystem finden sich aber nicht bloß suffixale Flexionselemente, sondern auch Lautwechselreihen; d. h. die Umlauts- und Ablauttypen, die auch mit suffixalen Merkzeichen kombiniert sein können (vgl. *foot* — *feet*, *brothers* — *brethren*; *drink* — *drank* — *drunk*, *write* — *wrote* — *written*). Vom systematischen (nicht vom historischen) Standpunkt zählen natürlich hierzu auch Fälle wie: *woman*, *women*; *to flee* — *fled*.

3. Komposita. Bei ihnen ist besonders die Kompositionsfuge zu beachten; denn hier erscheinen sonst ungewöhnliche Konsonantenhäufungen (vierfach), die aber durch sinngemäße Silbentrennung leichter auszusprechen sind: *goldsmith*, *waxcloth*. Hier auch der *einzige* Fall von Doppelkonsonanz im Englischen, wodurch die Worttype an sich als Kompositum gezeichnet erscheint: *midday*, *bookkeeper*, *pen-knife*.

Die englische Sprachdisposition scheint Abneigung gegen mehr als vierfache Konsonanz in der Fuge zu zeigen (*textual criticism*, nicht *text criticism*). Es ist möglich, daß diese Haltung auch zur Distanzkomposition (mit even stress) und zur progressiven Analyse beigetragen hat.

4. Wortfügung und Syntax. Bezüglich lautlicher Strukturen besonderer Art verweise ich hier kurz auf die *weak forms*, die bis zur Nullsilbigkeit herabsinken können (*I'll go*; *let's go*; *he'd like to go*); weiter auf das *-r*-Sandhi. Schließlich kommen hier nun als typische Strukturen besonders Wortstellung, Stärke- und melodischer Akzent ins Spiel. Daraus ergäbe sich im allgemeinen: das Englische ist eine ausgeprägt barytonale (anfangbetonende) Sprache, bei der die Wortreihung, die Akzentfaktoren, auch die Sprachmelodie, eine be-

deutende distinktive Funktion besitzen. Im übrigen ist das Englische keine einsilbige Sprache; es neigt sicherlich zu einer starken Kondensation der unbetonten Silben, aber es hat auch 'Wörter' unter einer Silbe (weak forms) und eine stattliche Zahl von zweisilbigen, sowie eine beträchtliche Menge von mehrsilbigen Worttypen, die freilich stilistisch und sozial noch abzugrenzen und phonologisch noch genau zu beschreiben sind.

IV. Strukturelle Bedeutungslehre.

Der formalen Strukturanalyse gegenüber tritt nun als erstes Gegenstück eine strukturelle Bedeutungslehre¹⁾. In dieser Bedeutungslehre sind die typischen psychischen Grundstrukturen herauszustellen und ihr Ausdruck im englischen Sprachsystem zu verfolgen. Dies ist um so wichtiger, da in den weiteren Untersuchungen (V. Abschnitt) die Elemente der Semasiologie vor- ausgesetzt werden müssen. Vorerst aber handelt es sich in diesem Abschnitt um eine allgemeinere Charakteristik, wobei von der Sphäre der Bedeutungen (der Sprachmittel, die empirisch gegeben sind) ausgegangen werden muß. Die Basis für eine derartige Betrachtung bildet die deskriptive oder phänomenologische Psychologie, ein Gebiet, das umstritten ist und namentlich gegenwärtig gegenüber komplexeren und meist genetisch-psychologischen Problemen (wie: Charakter-, Typenpsychologie, Verhaltenslehre usw.) ungebührlich in den Hintergrund gerückt erscheint. —

Unser Seelenleben umfaßt drei Sphären, die auf engste und verschiedenartigste Weise ineinander verflochten sind und jeweils in der Einheit eines Bewußtseinsaktes beschlossen liegen, die aber doch eine Klassifikation unserer psychischen Erlebnisse gestatten²⁾: es sind dies die Gebiete unseres vorstellenden,

¹⁾ Ich verweise hierzu vor allem auf: *Jespersen* M. E. Gr., vol. II—V und seine späteren Arbeiten; *Noreen*, 'Unsere Sprache'; *Sweets* Einlg. zur N. E. Grammar; *Deutschbeins* 'System'; *Martys* 'Satz und Wort', 'Wert und Methode einer beschreibenden Bedeutungslehre', 'Psyche und Sprachstruktur' (Einleitg. und II., III. Teil). Auch *Bally* behandelt im I. Teil von 'L. générale et l. française' Bedeutungsprobleme, wenn ich auch seiner Lehre vom zweigliedrigen Syntagma nicht beipflichten kann, da Attribution, Korrelation und Prädikation doch wesentlich verschiedene Strukturen beinhalten.

²⁾ Vgl. Fr. *Brentano*, Von der Klassifikation der psychischen Phänomene (Neudruck; Psychologie, II. Teil. Meiner, Leipzig).

urteilenden und emotionalen Verhaltens; die Welt der Vorstellungen (Begriffe), des Urteils- und Gefühlslebens.

Wie nun eine Bedeutungslehre aufzubauen sei, hängt von der Betrachtungsweise ab, der wir das sprachliche Leben unterziehen. In der lebendigen Rede (speech, parole) sind die Bedeutungseinheiten zweifellos die sprachlichen Entsprechungen für unsere Urteilsakte und Emotionen, d. h. die Aussage und die Emotive (Frage, Wunsch, Befehl, Ausruf usw.). Wenn wir aber die Sprache als System betrachten, so werden wir besser analytisch in dem Sinne vorgehen, daß wir bei den Bausteinen der Bedeutungen anfangen — ohne die es kein Urteil und kein gefühlsmäßiges Verhalten gibt — und das sind unsere Vorstellungen, und von da werden wir zu den komplexeren Gebilden aufsteigen.

Ich will bloß die Hauptprobleme skizzenartig hervorheben und betone, daß eine organische Gliederung dieses Gegenstandes einer Einzelbehandlung überlassen bleiben muß.

1. Der Bereich des Vorstellungslebens (sprachlich im wesentlichen die *nominalen* Typen). Voran steht eine semasiologische Betrachtung der Wörter nach selbst- und mitbedeutend und eine Charakteristik der ersteren, der 'Dingwörter'; ihre semasiologische Klassifikation (Gattungs- und Individualnamen). Unter den Gattungsnamen scheiden sich jene, die Zählbares bedeuten, von solchen, denen bedeutungsmäßig eine unbegrenzte Masse entspricht (material nouns). Es folgen nun die Probleme der Individualisierung und ihrer sprachlichen Mittel: der Artikel als Individuationszeichen, Demonstrativa und personale Determination (the book, this book, my book). Das Demonstrativ ist im Englischen die einzige Determinante, die formal Numeruskonkordanz aufweist (this man, these men). Das Problem der Zahlbegriffe reiht sich an: hier spielt der Unterschied zwischen zählbar und unzählbar eine entscheidende Rolle. Eigenheiten der englischen Pluralvorstellungen und ihr sprachlicher Ausdruck: Kollektiva (family, ashes, scissors) und die gewöhnliche Kollektivbildung durch den formalen Plural. Begrenzung der kollektiven Idee durch bestimmte und unbestimmte Zahlwörter. Quantitätsbestimmung bei den material nouns und semasiologische Funktion ihrer Pluralformen; der sogenannte *unchanged plural* als Ausdruck der Masse.

Im Englischen schließen sich die sogenannten grammatischen Abstrakta (Pseudosubstantiva mit formaler Verdinglichung von Qualitäten, Aktionen u. dgl.) dem sprachlichen Gebrauch der Masse — Worte an: kein Artikel, kein eigentlicher Plural, außer mit Bedeutungswandel (so auch bei der Distribution: *they lost their lives*).

Zum Problem des Zahlbegriffes zählt auch im weiteren Sinne der Gebrauch von distributiven oder exklusiven Bestimmungen (*all, every; each, both; some, any*).

Darauf mag das Problem der Klassenbildung (*gender: lebend — leblos* mit subjektiver Komponente) und die Substantivierung des Adjektivs folgen.

Die wichtige Sondergruppe der Personalwörter (Personalpronomina), die sich als selbständige oder anaphorische Situationswörter zu erkennen geben, wird eingehendere Behandlung erfordern; wie auch die Gruppe der selbständigen Demonstrativa mit ihrer örtlichen Individualisierung und deren Unterschiede.

Wir haben bisher im wesentlichen *einfache* Nomina (eingliederige Namen: wie *house, tree, horse, family, gold*; dazu *I, you, he; this, that*) im Auge gehabt und für die Gattungsnamen die Frage der Individualisierung und der Zählung, sowie der Klassenbildung ins Auge gefaßt. Trotzdem solch einfache Gattungsnamen meist sehr komplexe Begriffssynthesen (vgl. *house*) bezeichnen, reichen sie natürlich bei weitem nicht aus, um die gewaltige Menge von begrifflichen Zusammensetzungen zum Ausdruck zu bringen, die wir in unserer Psyche realisieren. So kommt es (nebst Bedeutungswandel, Wortentlehnung und Wortneuschöpfung) zu syntaktischem Ausdruck oder zur Wortgruppenbildung.

Die Wortgruppenbildung als Komposition und mehr noch als Wortreihung (ohne formale Variation der einzelnen Elemente) spielt im Englischen eine wichtige Rolle, und es zählen bei letzterer zu formalen Mitteln: die Wortstellung, konnektive Partikeln (Präpositionen) und die Akzentfaktoren. Semasiologisch handelt es sich bei solchen Wortgruppen — mit einem Substantiv als Kern — um *zwei* verschiedene Begriffssynthesen, und zwar die attributive Verbindung und die korrelative Begriffskette: [a] *the large house; John, my friend*. b) *Caesar's murderers; watchmaker = a maker of watches*:

in diesen Fällen erfordert der Begriff *murderer, maker* notwendig ein korrelatives Element.] Es wären nun die englischen Ausdrucksmethoden für diese beiden verschiedenen Synthesen zu behandeln, wobei die determinierenden Elemente (z. B. das Adjektiv) semasiologisch zu charakterisieren sind und unter den Korrelationen das Kasusproblem zu erörtern ist. Ich will hierzu nur anmerken, daß die Frage um die Zahl der englischen 'Kasus' nur dann einen Sinn hat, wenn man den *formalen* Standpunkt einnimmt, d. h. man läßt nur die synthetischen 'Kasus'-formen als solche gelten oder höchstens noch die *diesen* synthetischen Kasusformen synonymen analytischen. Vom Standpunkt der Semasiologie aus aber sind die 'Kasus' mit Ausnahme von Nominativ und Vocativ nur ein Teilbereich der Korrelationsausdrücke überhaupt, und dieses Gebiet greift weit über die Sphäre dessen hinaus, was im Englischen durch die 'obliquen' Kasusformen und ihre synonyme Analyse (of —, to —) zum Ausdruck gelangt. Auch ist die Korrelation, die in den sprachlichen Ausdrücken: *watchmaker, a man making watches, a maker of watches, he makes watches* bedeutet wird, absolut dieselbe, ungeachtet der verschiedenen Ausdrucksmethoden und der im letzten Beispiel erfolgten Einbettung der Korrelationskette in eine Aussage.

Die strukturelle Bedeutungslehre wird daher sogleich über das Kasusproblem hinaus zu den Verhältnissen oder Beziehungen im allgemeinen fortschreiten und sie semasiologisch ¹⁾ wie sprachlich-formal zu beleuchten versuchen, wobei fürs Englische die komplexe Materie vom Gebrauch der *Präpositionen* und die *Vergleiche* (Komparation) besprochen werden müssen.

Damit wäre aber das Wichtigste aus dem Bereiche des Vorstellungslebens erwähnt, wenngleich von semasiologischer Seite noch 'satzartige' Relationsglieder — der Relativsatz engen Anschlusses, die Objektsätze, manche Adverbialsätze — hier einzubeziehen wären. Vielleicht ist es aber besser, diese Ausdrucksmittel für Vorstellungen — weil sie formale Satzart zeigen — unter die wirklichen Reden (im folgenden Teil) zu

¹⁾ Eines der schwierigsten Probleme; es gehört dazu: die Zeitrelation, das Raumproblem und die räumlichen Verhältnisse; psycho-physische und psychische Relationen (z. B. etwas denken, fühlen, wollen usw.). Das Zeitproblem wird aber mit Rücksicht darauf, daß es der sprachliche Ausdruck an das Verb bindet, später einzureihen sein.

stellen, dort aber auf ihre semasiologische Sonderstellung hinzuweisen.

2. Der Bereich des Urteilsgebietes (sprachlich im wesentlichen die Aussage mit dem Verbum finitum). Das 'Satz'-problem im allgemeinen bildet hier die sinngemäße Einleitung; sodann konzentriert sich die Fragestellung um die sprachliche Form der Aussage als vornehmlichstem Urteilsausdruck. Die einfache Aussage ist im Englischen durch die Typen (*it rains*; *there is . . .*) vertreten, wobei sogleich darauf hingewiesen werden kann, daß das Englische persönliche Impersonalien zugunsten einer prädikativen Aussage meidet (*es friert mich* = *I feel cold*). Die prädikative Aussage (mit Kopula oder Vollverb) ist die typische Formgebung im Englischen, wobei für die Satzgliederung die Wortstellung entscheidend mitwirkt. Im einzelnen dient zur Hervorhebung gewisser Satzelemente die demonstrative Formel *it is . . .* oder die Intonation in Bindung mit stress. Es folgen: Allgemeines über die prädikative Aussage und das Verhältnis von Subjekt und Prädikat; Bejahung und Verneinung. Die '*Ergänzungen*' des Verbs entsprechen im allgemeinen den Begriffssynthesen der Nominalgruppe; d. h., wir finden auch da attributive oder korrelative Gliederung: Das Adverb und das Objekt. Die Kategorien Tun ~ Leiden; die Frage der Passivkonstruktionen im Englischen mit besonderer Betonung der konstruktiven Begleitvorstellungen. Das Zeitproblem; Zeitstufe (*Tempus*) und Zeitart¹⁾ (Aktionsarten und Aspekte). — Die Frage der Aussageverbindungen; was sind Haupt- und Nebensätze. Die Konjunktionen und ihre Funktion. — Die Haupttypen konjunkionaler Aussageverbindungen. — Das indirekte Urteil und die indirekte (abhängige) Aussage gehören in Wahrheit dem Vorstellungsleben an: Subjektsatz, Objektsatz, die indirekte Rede; andere Konstruktionen: der Infinitiv in Konkurrenz mit der -ing-Form. — Die konditionale Periode. — Ausdruckskürzungen im Englischen; insbesondere die Partizipialkonstruktionen und die segmentierte Phrase²⁾.

3. Der Bereich des Gemütslebens. Dieses Gebiet bedarf noch sorgsamer Pflege; es ist wohl wegen der Kompliziertheit

¹⁾ D. h. die Art der Erfüllung des zeitlichen Kontinuums (begrenzt, dauernd).

²⁾ Vgl. Schubiger, p. 38 f., ohne daß ich ihrer These vom zweifachen psychologischen Prädikat für alle Fälle beipflichten kann.

der psychischen Phänomene das schwierigste von allen. Im Zentrum der Betrachtung müssen zunächst jene Sprachmittel stehen, die dem Ausdruck selbständiger emotionaler Phänomene dienen: die Frage, der Befehl, der Wunsch, der gefühlsmäßige Ausruf, die Interjektionen. Die typischen sprachlichen Besonderheiten dieser *Emotive* — so nennen wir die ganze Gruppe — sind zu charakterisieren und auch die intonatorischen Eigentümlichkeiten zu beleuchten. Oftmals aber sind Aussagen als Ganzes oder einzelne ihrer Glieder emotional gefärbt, und diese emotionalen Färbungen komplizieren das gesamte Problem; Variationen im Wortschatz, in der Konstruktion, besonders in der Intonation sind da beliebte Mittel, um solche Farbe zu geben¹⁾. In der Prosa ist die 'erlebte' Rede oftmals emotional gefärbt; andererseits vermeidet gerade die englische Alltagssprache zu starke Emotion und bedient sich habituell des *understatement*, der Meiosis. — Es wird vielleicht auffallen, daß im Vorhergehenden nicht auch der sogenannten verbalen *Modi* gedacht wurde²⁾; gewiß, eine Funktion derselben ist die emotionale (*may he come!*), aber sie ist nicht die einzige. Wir finden 'modalen' Ausdruck auch in der indirekten Aussage zum Ausdruck des bloß Vorgestellten oder Angenommenen. Die 'Modi' sind also keine einheitliche Bedeutungskategorie, sondern ihre Funktion kann sich sozusagen über alle drei Gebiete der Bedeutungssphäre erstrecken.

Dies in kürzestem Abriß der Plan einer strukturellen Bedeutungslehre, die ein allgemeines Bild darüber gewinnen lassen soll, wie im englischen Ausdruck die fundamentalen Bedeutungsstrukturen zur Darstellung kommen.

V. Charakteristische Tendenzen im englischen Sprachsystem.

(Progression und Kondensation)³⁾.

Es folgt nun eine Reihe von Einzelproblemen, welche im Zusammenspiel von Form und Bedeutung gewisse durch-

¹⁾ Vgl. Schubiger, a. a. O., p. 7 und p. 43 ff. ('affektive Syntax').

²⁾ Über die *Art* ihrer Betrachtung im Englischen gilt Analoges wie für das Kasusproblem (Form ~ Bedeutung).

³⁾ Es ist möglich, daß Erscheinungen, die *Deutschsein* im V. und VI. Abschnitt seiner 'Stilistik' behandelt hat, hierher zu stellen sind. Ich bin mir aber über einzelne Probleme noch nicht im klaren, wie weit sie zur 'Strukturlehre' oder zu einer wertenden Stilistik zu zählen sind. Im

gehende Züge im englischen Sprachsystem erkennen lassen sollen. Indem ich diese Züge unter den Namen 'Progression' und 'Kondensation' zusammenfasse, übernehme ich Gedanken, die Bally in seinem früher genannten Werk für das Mod. Französische wie für das Deutsche ausgesprochen hat und die mir sehr fruchtbar erscheinen.

A. Unter den Begriffskomplex 'Progression' fallen auch diejenigen Züge, die man gewöhnlich als 'analytisch' bezeichnet (z. B. *greater ~ more beautiful*; *the king's palace ~ — of the king*); aber der Komplex 'Progression' greift über diesen engeren Rahmen formal analytischer Bildungen hinaus und umfaßt in Einzelzügen das ganze System.

Zur 'Progression' oder 'Analyse' im weiteren Sinne zählt:

1. Das Fehlen von *formalen* Elementen an den Sprachzeichen selbst; Elemente, die wohl lautlich-assoziativ zusammenkettend wirken und zu konstruktiven Begleitvorstellungen beitragen, aber das Verstehen der Rede nicht wesentlich beeinflussen. Im Englischen die Flexionslosigkeit an sich: die weitaus größte Zahl der *Substantiva* erscheint im Redekontext nur in der Stammform. Das *Adjektiv* ist konkordanzfrei; ebenso die weit überwiegende Zahl der *prädikativen Verbalformen*.

I	go	} he <i>goes</i>	I	} <i>went</i>
you	go		you	
we	go		we	
they	go		they	

Die 'Modalverben' *can, may, must, shall, will* sind im Präsens überhaupt uniform; nur *to be* zeigt Suppletivformen. Weiter vergleiche man: 'The *men* went home' und 'die *Männer* gingen nach Hause', wo im Englischen die kollektive Idee nur einmal, im Deutschen dreimal angedeutet ist. Das Individuationszeichen (Artikel) ist unveränderlich.

Diese Formlösungen befreien in gewissem Sinne die Bedeutungssphäre von 'störenden' konstruktiven Begleitvorstellungen: am deutlichsten zeigt sich dies in der Klassen-

allgemeinen wird man ja sagen können, daß auch Erscheinungen letzterer Sphäre aus Dispositionen erwachsen, die im System liegen oder dadurch vorbereitet sind.

bildung der Dingwelt durch das sogenannte psychologische Geschlecht:

a) Lebend	b) Leblos
objektiv	objektiv
subjektiv	subjektiv

Diese Klassenbildung begreift den *sexus* ein und hat für diesen Zweck unter den Nomina teils lexikalische teils derivative Formunterschiede, sowie die vertretenden Pronomina (*he she — it*) zur Verfügung. Aber dem subjektiven Werten bleibt ein gewisser Spielraum. Doch diese Klassenbildung greift weiter durch das System durch: der *Saxon genitive* neigt zu a); das Relativpronomen *who ~ which* scheidet a) und b); die Substantivierung des Adjektives trennt formal ebenfalls die Klassen a) und b): *the great man, one; the great* = das Große; desgleichen das subst. Demonstrativ: *this one, that one* gegenüber *this, that* ('dieses', 'jenes'). Das genitiv. '*whose*' ist weniger gebunden; wie auch unter dem Einfluß des Zeitungsstiles der *Saxon gen.* seine persönliche Farbe einzubüßen droht.

Diese Formlösungen gestatten auch eigenartige Sinnkonstruktionen: *these clergy; the police are coming*. Weiterhin zeigt sich dieselbe Tendenz im Zurücktreten von syntaktischen Zwangsformeln, dem Verschwinden der Subjunctivs in abhängigen Sätzen und als Folge die häufige strukturelle Gleichheit von Haupt- und Nebensatz: *he is ill; I am afraid, he is ill*.

Im allgemeinen zeigt das englische Sprachsystem keine konstruktive Überfülle, wenig Pleonasmen, wenig formale Konkordanz. Ähnliches kann wohl vom Suppletivwesen gelten; d. h. jene Formen, welche die Grammatik als systemstörend und unregelmäßig bezeichnet. Eine kleine Gruppe bei der nominalen Pluralbildung (*foot — feet*), bei dem pronominalen Kasus (*I, me*), bei der Adjektivkomparation; ein größerer Grundstock partieller Suppletivformen erscheint freilich beim starken Verbum, aber die vokalischen Reihen zeigen da klanglich deutliche Unterschiede, belasten das Gedächtnis nicht zu schwer; manche dieser Verba sind im Gebrauch eingeschränkt, und — historisch gesprochen — sind ja in vielen Fällen Ausgleicherscheinungen zugunsten des schwachen Typus eingetreten oder jeglicher Unterschied der Stammbildung aufgegeben worden (*put, set, cost, cut* usw.). Der Formenschwund gestattet schließlich die bekannten kategorialen Verschiebungen

in der Wortbildung (*to smoke, have a smoke*) und macht das Englische wegen der Vieldeutigkeit seiner isolierten Bausteine weitgehend zu einer *Kontextsprache*.

2. Solcher Vereinfachung am Wortkörper gegenüber erscheint nun 'analytische' Ausdrucksgestaltung; gedankliche Elemente werden im Ausdruck mehr explizite durch *Hilfszeichen* angedeutet: schwachbetonte Elemente treten ins Spiel zum deutlicheren Ausdruck der Korrelationen, der Tempora und der modalen Farbe. Diese Neigung führt unter anderem zur Aufspaltung der Tempusformen in eine *temporale* und eine *Aspekt-Reihe*: *I go — I am going*, welch letztere Form zugleich der aktuellen Situation anschaulicheren Ausdruck gibt. Die Analyse leitet weiter zur Verstärkung und Antizipation des *Negationszeichens*: *I see not → I don't see*; desgleichen zum *Equilibrium* in der Wortstellung: durch 'to do' erhält das Verb weithin Mittelstellung, auch in der Frage: *He comes to-day — Does he come to-day?*

3. Die englische Wortstellung zeigt im wesentlichen *linear-progressiven* Charakter. Die Reihung der Redeglieder folgt möglichst dem natürlichen Gedankenverlauf; Spannung und Diskrepanzen zwischen gedanklicher und sprachlicher Gliederung sind da gering (im Satz wie in dessen Teilgruppen). Die *progressive* Wortstellung überwiegt: $S(v)PO(O_1O_2)A$. Das Verb behält (außer in gewissen Ausrufen) seine Mittelstellung. Inversion ist selten. Eine gewisse Freiheit haben manche adv. Bestimmungen des Ortes und der Zeit, soweit sie speziellen Charakter tragen. Kommunikative 'Farbe' bringen Akzent- und Intonationsvarianten, wie auch die demonstrative Formel *it is...* Diese habituelle Reihung gibt dem sprachlichen Verlauf den Charakter eines geradlinigen, ruhigen Fortschreitens, und dies um so mehr, als Haupt- und Nebensätze gleiche Wortstellung aufweisen. Alle von dieser Wortfolge abweichenden Positionen, sei es nach dem Anfang oder dem Ende hin, geben Spannungsmomente. Die normale Wortstellung hat demnach wichtige funktionelle Aufgaben; sie läßt an sich durch bloße Reihung das S vom O unterscheiden und gibt der zentralen Bedeutungsgliederung symbolischen Ausdruck.

Dieses Stellungsprinzip der Progression reicht aber in die Wortgruppe und in die Wortbildung hinein: die das Verb an sich qualifizierenden Elemente neigen zur progressiven Stellung:

to learn *eagerly*; to 'tear' up, to 'come' in, to 'take' off; darnach: the 'locker'-on, the 'passer-by'; und es zeigen sich gewisse Neigungen, anstelle von Komposita oder adjektiven Gruppen die *of*-Gruppe zu setzen, die nebst Analyse progressive Stellung besitzt: Zeitgeist — *the spirit of the age*; ein teuflischer Kerl — *the devil of a man*.

4. Dem ist aber nun nicht durchweg so; denn das Englische hat bei nominaler Determination *vielfach* auch Frontstellung des determinierenden Gliedes: vgl. die alte Type *churchyard*, *oil-lamp*; die Frontstellung des Adjektivs¹⁾. Aber hier zeigt sich nun doch im Englischen ein gewisses Ausbalancieren durch das Vordringen der *ebenen Betonung* (even stress): 'stone'wall, 'gold'ring. Hierdurch werden, wie ich sagen möchte, *Distanz-* oder *Gruppenkomposita* geschaffen, bei denen durch Aufteilung der Sprechakte das einzelne Element stärkeres Gewicht erhält; eine Erscheinung, die ich auch zu den *analytischen* Tendenzen zählen möchte.

Dies einige Hauptmomente progressiv-analytischer Tendenz, die sich bei eingehenderer Betrachtung wohl noch vermehren und vor allem verfeinern ließen²⁾.

B. Diesen analytischen Zügen aber steht nun auf der anderen Seite gegenüber eine Tendenz nach Kondensation und Synthese.

Zu diesen Kondensationserscheinungen ist im Grunde alles zu zählen, was jenen progressiv-analytischen entgegen ist: Kürzungen, Häufungen, Umspannungen, Durchbrechen der progressiven Wortfolge; im Wortschatz: Häufungen von der Bedeutung auf ein und dasselbe lexikalische Mittel, wodurch das früher erwähnte Kontextverständnis auch einen synthetischen Aspekt gewinnt. Ich will einzelnes hervorheben; Beispiele ließen sich leicht vermehren:

1. Formale Häufung (bei Ausdruckskürzung gegenüber dem Inhalt) findet sich in sehr charakteristischer Weise bei nominaler Determination: *bed-side stories* = Geschichten, die abendlich am Bett des Kindes erzählt werden; *a branch mineral*

¹⁾ -ing-Gruppen und rhythmisch längere Gruppen stehen nach: z. B. *a star shining through the mist*: ein durch den Nebel schimmernder Stern.

²⁾ Vgl. Morsbach, *Analyse und Synthese* (in: 'Englischer Kulturunterricht', 1924). Trnka, *Analysis and Synthesis* (in: *Engl. Studies* 10, 138—44; 1928).

Oftmals stecken in solchen Ballungen ganze kleine Schilderungen, was der Gruppe etwas Globales gibt.

I spoke to him on the telephone.

I spoke to him | on the telephone

| *Going home* | we found him at the door.

We went upstairs, father leading the way.

¹⁾ Ein Ausdruck, den ich von Bally übernehme (*Linguistique générale et linguistique française*, p. 84 ff.). Schubiger (*The rôle of intonation in Spoken English* p. 39 ff.) hat die Intonation solcher 'Satzfragmente' untersucht.

auf *upstairs* und *way* ist wahrscheinlich. Solche Segmente können nun auch parenthetisch auftreten und eine Retardation, zugleich aber auch eine Spannung auslösen: *The old woman paused, her hand on the loaf of bread, to gaze out of the open door into the garden.* Solche Einschübe geben den einzelnen Teilen der Rede im Kontext gewissermaßen eine Art von Verselbständigung.

Im allgemeinen aber handelt es sich bei dieser Frage der Ausdruckskürzung und des Kontextverstehens um Probleme der Sprachökonomie. Indessen darf die fragmentarische Formgebung nicht zu unrichtiger semasiologischer Analyse verleiten. Wenn man z. B. die Wandlung einer einfachen Aussage: *I have lived there for ages* in eine gekürzte Kontextphrase mit Segment: *Lived there — ages* (d. h. [I have] lived there — [I have done it for] ages) dahin interpretiert, daß wir im ersten Falle eine Prädikation, im zweiten Falle einen 'attributiven' Satz hätten, so geht diese Ansicht auf eine jener irrtümlichen, formalen Interpretationen Wundts zurück, die man nicht weiterführen sollte¹⁾. Ein *formal* fragmentarischer Ausdruck, wie der eben genannte, ist genau so gut eine doppelte Aussage wie die sprachliche Vollform; ganz ebenso, wie *yes* oder *no* in der Antwort semasiologisch vollgültige Aussagen bedeuten. Die kolloquiale Formgebung im Englischen neigt sehr zur Ersparnis und Kürze, aber darum ist der gedankliche Gehalt nicht gekürzt oder irgendwie essentiell gewandelt.

3. Ein weiteres Kondensationsmittel darf man wohl in den präpositionalen *-ing*-Gruppen sehen. Zwei Beispiele mögen genügen: *We can easily see that the earth is round [by watching] a ship sailing out to sea.* Oder: *through my asking him . . .*

4. Ebenso kann die relative Verschränkung, die im M.-E. bei engem, determiniertem Anschluß eintreten kann, falls die Attribution *modo obliquo* geschieht, zur Kondensation zählen: *The man I saw jesterday* = der Mann, (den) ich gestern sah. In *man* ist sozusagen der Nominativ und der obliquus kumuliert.

¹⁾ Vgl. Schubiger, a. a. O. p. 41; dazu Marty, 'Satz und Wort', p. 32, 'Psyche und Sprachstruktur', p. 182 (§ 3).

5. Einkreisungs- und Spannungstypen. Solche ergeben sich namentlich bei nachgestellter Präposition: *The room I slept in; What are you waiting here for? What is he afraid of? Who are you speaking to?* (kolloquial)¹⁾ Oder Einkreisungen wie die folgende: *the man whom it was necessary for me to meet.*

Als Spannungs- und Kondensationstypen möchte ich auch den Fall betrachten, wo bei Reihung gleichwertiger Satzglieder Wiederholungen einzelner Elemente vermieden werden; so etwa die häufige Erscheinung, daß mehrere Präpositionen mit nur einem Relationsglied verbunden sind: *the individual's reaction to, rather than his action on, the language as an institution*²⁾. *I could neither find fault with, nor have any objection to him*³⁾.

6. Formale Kondensation zeigt sich auch bei den sogenannten *weak forms*: *I'll show you; let's go; I've seen him.*

7. Als Kondensation oder Kumulierung möchte ich mit Schubiger und Bally auch die besondere Verwendung akzentueller (prosodischer) Mittel zählen, besonders der Intonation. Die Intonation ersetzt im Englischen vielfach den Farbton jener deutschen Partikeln (*ja doch, auch nur, denn, doch*), die mehrfachen Zwecken dienen können: expressiver Farbe (vom Standpunkt des Sprechers), der Verbindung mit früherem oder der kommunikativen Färbung (mit Rücksicht auf den Hörer). Das Englische ist in solchen Ausdruckstönen sparsamer, ob schon Phrasen wie *I think, I dare say, I suppose, as a matter of fact* oder die Versicherungsfrage *isn't it so?* ähnlichen Zwecken dienen. Aber häufiger tritt die Intonation ins Spiel. sozusagen eine melodische 'Kondensation' für lexikalisch nicht Ausgedrücktes:

What did *she* want? = Was wollte *denn* die?

Now what's *he* want? = Was mag *der nur* wollen?

I've no cause to be afraid? = Ich habe *doch* keinen Grund, in Angst zu sein.

Then it *was* serious = es war *also* ernst.

You *do* love me, *don't* you Jeremy? = Du hast mich *doch* gern, J., nicht wahr?

¹⁾ Weitere Beispiele bei Vockeradt, 'Bedeutung und Gebrauch der englischen Präpositionen', 1941; p. 25 ff.

²⁾ Collinson, 'Contemporary English'; p. 3.

³⁾ Vockeradt, p. 151.

In ähnlicher Weise fungiert die Intonation des öfteren zur Unterscheidung von Funktionen:

he played unfortunately = er spielte unglücklich (als Modifikation des Verbalbegriffs).

he played / unfortunately = er spielte unglückseligerweise ('Satzadverb': es ist ein Unglück, daß er spielte).

8. Schließlich darf der Gesichtspunkt der Kondensation in übertragenem Sinne auch auf den Wortschatz Anwendung finden. Dabei handelt es sich vor allem um die potentielle Belastung lexikalischer Mittel mit verschiedenen Bedeutungen und Funktionen (Vieldeutigkeit im System; Determiniertheit durch den Kontext im Sprechen). Ich verweise hier nochmals auf die 'kategorialen' Verschiebungen; ein paar Beispiele: *coal* = 1. Masse, 2. a coal = ein Stück K., 3. to coal a ship, 4. the ship coaled; *black* = 1. adj., 2. a black = Neger; ein schwarzer Fleck 3. to black the shoes. Oder das beliebte *like* als Nomen, Adjektiv, Verb, Adverb, Präposition und Konjunktion. Hierher zählt die bekannte Doppelheit vieler Verben in absolutem oder relativem (kausativem) Gebrauch: *to coal* = Kohlen laden; mit Kohlen beladen; *to run* = laufen; laufen machen. Man mag auch an die Ausbildung homonymer Typen denken, die sich zu Allerweltsheilmitteln auswachsen können: *to get, to put, to take, to make, to do, to pull* u. a. m.¹⁾ Dazu kommen zahlreiche Verba mit ihrem präpositionalen Anhang und ihren schier unzähligen Bedeutungsvarianten, eine der größten Schwierigkeiten im idiomatischen Gebrauch; zum Beispiel *to fall* about, across, against, among, away, back, behind, down; *to fall for* (to take a liking), in, into, off, on, out, over, *to fall to* (to begin), under, up, upon.

Es stimmt wohl mit Rücksicht auf das Kontextverstehen im M.-E., wenn Priebisch und Collinson²⁾ erklären: The English words put the speaker to the minimum of trouble and are an excellent labour-saving device, oder, wie es in einem

¹⁾ Ich verweise auf das instruktive Buch von Henderson, Dictionary of Verbal Idioms. 1937 (London, Blackwood).

²⁾ In dem ausgezeichneten Buch 'The German Language' (Oxf. Press); letztes Kap. 'The Genius of the German L.'.

Artikel des T.L.S. vor einiger Zeit hieß: English words appear to be jacks-of-all-trades.

*

*

*

Ich will mich mit dieser knappen Überschau einiger Charakteristika von Progression-Analyse und Kondensation-Synthese begnügen, und bin mir wohl bewußt, nur Bruchstücke gegeben zu haben. Auch möchte ich aus dem bisher Gesagten keine generellen weitreichenden Schlüsse ziehen. Bally ist da viel weiter gegangen und hat in seinem öfter zitierten Werk den interessanten Versuch gemacht, das französische Lautsystem in phonologischem Sinne in eine Sprachcharakteristik einzubeziehen. Dieser Weg erscheint durchaus berechtigt, aber für die Betrachtung des Englischen eher noch verfrüht. Die englische Zeichenlehre muß ausgebaut und das System als Ganzes erst gründlicher untersucht sein, ehe man an weitreichendere Synthesen mit Erfolg wird herangehen können. Voreilige Generalisierungen und Rückschlüsse sind da weit schädlicher als nutzbringend.

Ich will mich aber doch nicht scheuen, meinen allgemeinen Eindruck hierherzusetzen: mir scheint es, daß das M.-Englische zu kettengliedrigem Ausdruck neigt, zur Gruppenbildung und Segmentierung im einzelnen. Eine Gedankenreihe oder -gliederung wird Schritt für Schritt weitergeführt. Die Gruppen der Ausdrucksmittel, wenn auch oft mehr andeutend als explizit, entsprechen der gedanklich-natürlichen Abfolge, und das Zusammenkommen des Verständnisses ist im allgemeinen einfach. Große Spannungen werden eher vermieden; the articulation is on the whole slack and lazy and there is but little liprounding¹⁾; aber nichtsdestoweniger ist die Möglichkeit dynamischer Potenz gegeben durch die Farbe der Akzentfaktoren, besonders der Intonation, durch den reichen Wortschatz und die freie Gruppenbildung, in geringerem Ausmaße durch die Wortstellung. Statische und dynamische Momente gehen also gewissermaßen eine Verbindung ein. Mein alter Freund Prof. Grattan bemerkte einmal scherzhaft: 'Well, you see, our language is a language of pictures'. Nun, vollkommen stimmt das freilich nicht, da eine Sprache niemals Anschauungen

¹⁾ Priebisch und Collinson, p. 385.

im strengen Sinne individueller Wahrnehmung, direkt vermitteln kann, aber ein Körnchen Wahrheit steckt doch wohl in dieser flüchtig hingeworfenen Bemerkung.

VI. Die Bildsphäre und Verwandtes.

Wesentlich kürzer muß ich mich über die noch restlichen Teile einer geplanten 'Strukturlehre' äußern, über die Bildsphäre und die Begleitvorstellungen der Redestruktur, sodann über das Bedeutungssystem als solches; denn diese Sphären der Sprache zählen leider noch zu wenig beackerten Gefilden, obwohl sie uns eigentlich in das Innere des sprachlichen Lebens führen.

Die Bildsphäre der Sprache umfaßt das Metaphorische im weitesten Sinne des Wortes, und daß die Bildwelt eines Sprachsystems ihren eigenen Ton und ihre eigene Farbe hat, bedarf kaum eines eingehenderen Beweises¹⁾. Diese Bildwelt gibt uns Aufschlüsse über gewisse Phantasierichtungen und Interessenrichtungen der Sprachgemeinschaft. Fürs Englische liegen eine ganze Reihe von Einzeluntersuchungen über die Metaphorik im Bereiche der Dichtung vor, aber für die Gesamtheit des Sprachsystems ist dieser Frage geringeres Interesse begegnet²⁾. Es kann nur gehofft werden, daß diese Lücke baldigst ausgefüllt würde und vor allem die metaphorischen Schätze des *Slang*, der von der Bildwelt förmlich lebt, gehoben würden. Ich muß mich denn auch, soweit das Lexikalische in Frage steht, begnügen, auf die interessanten Darlegungen von L. P. Smith (*English Idioms*, 1927) zu verweisen und ihnen das Grundlegende zu entnehmen. Darnach erscheint im allgemeinen in der Bildsphäre der englischen Umgangssprache das volkstümliche Element und die Alltagswelt stark vertreten: Schifffahrt, Sport, Reiten, Jagd; das *out-of-door life*: Wind, Regen, Wolken; das Leben auf dem Landsitz und die Gartenpflege; das *in-door life*: Küche, Gutshof, Werkstatt. Sodann die Sphäre des Kaufmannes und der Geschäftswelt. Aus der höheren Sphäre: Shakespeare-Phrasen und vor allem biblische

¹⁾ Vgl. dazu meine 'Innere Sprachform' (Kap. 'Sprache und Volk'); neuerdings für die Antike das Buch von E. Struck 'Bedeutungslehre. Grundzüge einer lat. und griech. Semasiologie'. Teubner, 1940.

²⁾ Deutschbeins 'Stilistik' enthält ein zusammenfassendes Kap. über Metaphorik.

Reminiszenzen. Dagegen birgt die Bildsphäre wenig aus dem Bereiche der Künste und der Musik. Smith charakterisiert die englische Metaphorik (namentlich gegenüber den Bildern der deutschen Sprache) als *unromantic, common sense*. Diese Metaphorik erstreckt sich aber mehr oder weniger über das ganze Sprachsystem und stellt uns die Aufgabe, die Vieldeutigkeit der lexikalischen Mittel im Sprachzustand zu untersuchen (die *etymologisch* identischen *Homonyma*).

Die Bildsphäre im weiteren Sinn umfaßt aber auch die Klassenbildung der Dinge nach Lebend und Leblos, soweit es sich nicht bloß um das Gebiet des Sexus, sondern um metaphorische Personifikationen handelt; eine Art Vitalismus in der Verpersönlichung der Werkzeuge, Schiffe, Maschinen. Eine Neigung zum Konkreten zeigt sich in der analogen Behandlung der grammatischen Abstrakta und der Massewörter (a piece of impudence), in *bildlicher* Verdinglichung: to have a drink, a smoke; in den 'anschaulichen' Metaphern zum Ausdruck von Aspekten: I am *going* to do something, I am *on the point* of doing sth. Wohl auch in der bildlichen Verwendung des formalen persönlichen Passivs: *the bed was slept* in; *he was laughed* at. Die ursprünglichen 'Bilder' für die analytischen Tempusformen (shall, will) sind weithin verblaßt; aber es zeigen sich interessante Mischungen, indem die potentiellen Kräfte von 'shall', 'will' wieder aufleben können. An solchen Erscheinungen sind die konstruktiven Begleitvorstellungen mitbeteiligt; wie auch an der Vorliebe für 'persönliche' Konstruktionen anstelle der Impersonalien: I am cold, I am sorry usw.

VII. Das Bedeutungssystem.

Hier betreten wir nahezu unbeackertes Land; die Schätze ruhen in den Seelen der Sprachgemeinschaft, die sich soziologisch differenziert, und in den Wörterbüchern sowie in der allgemeinen Literatur. Ich wage nur Andeutungen: das Raum- und Zeitproblem steht hier zur Frage. Wie differenziert die englische Sprache das Räumliche (nach Ruhe und Bewegung, nach Bezug zu dreidimensionalem Raume, Fläche, Punktförmigem)? Wie die zeitlichen Relationen (im Unterschied von Zeitstufe und Zeitart, d. h. der Erfüllung des zeitlichen Kontinuums)? Es stehen dann zur Betrachtung: die einzelnen

*Bedeutungsfelder*¹⁾ der physischen und psychischen Welt, mit ihrem Kreise von Synonymien.

Im Wortschatz einer Sprachgenossenschaft liegt eigentlich ihre Weltanschauung eingebettet und auch der Sprachforscher soll die Betrachtung nach dieser Richtung lenken. Diese letzteren großen Fragen sollten aber vor allem jene Linguisten interessieren, deren Muttersprache das englische Sprachsystem ist.

*

*

*

Damit ist der Kreis unseres Themas geschlossen. Aber weitere Fragen knüpfen sich an die Probleme des Sprachsystems. Es lockt der Vergleich mit anderen Sprachen²⁾, vor allem mit der eigenen Muttersprache, und es lockt die historisch-genetische Betrachtung. Wie ist ein solches System geworden? Was ergibt eine Zustandsschilderung für die früheren Epochen? Welche dynamischen Kräfte zeigen sich im Laufe der Geschichte wirksam beim Werden eines solchen Sprachwerkes? Gewiß kein Mangel an Aufgaben für kommende Geschlechter.

Bern.

O. Funke.

¹⁾ J. Trier, *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes*, 1931. Dornseiff, *Deutsches Synonymenlexikon* (mit wichtiger Einleitung), 1933; auch v. Wartburg, *Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft*, 1943 (Kap. 'Wortschatz').

²⁾ Ich verweise nochmals auf Bally, der das Französische und Deutsche vergleicht; auf Priebisch-Collinson, die im letzten Kapitel ihres Werkes das Englische mit dem Deutschen in Vergleich stellen.

CHARLES UND CLAIRE CLAIRMONT.

~~~~~  
*Ah, did you once see Shelley plain,  
And did he stop and speak to you?  
And did you speak to him again?  
How strange it seems, and new!*

Je eine kleine Dichtung von Robert Browning und von Henry James hat den Reiz und Zauber zum ausschließlichen Gegenstand, der von der Persönlichkeit Shelleys und ihren irdischen Spuren auf die beiden Verfasser ausgegangen ist. In seinen *Memorabilia* betitelten Versen knüpft Browning an ein Erlebnis an, das er einst in einem Londoner Buchladen hatte, als er jemanden im Gespräch überhörte "who had seen Shelley plain." Und Henry James malte es sich in seiner Phantasie aus, was er wohl empfunden hätte, wenn er Claire Clairmont, der Freundin des Dichters, der Stiefschwester seiner Gattin Mary und Mutter von Byrons Töchterchen Allegra, noch persönlich begegnet wäre, als er, ohne es damals zu ahnen, in Florenz einmal ihr Nachbar gewesen. Dieser Gedanke und seine Bekanntschaft mit einem amerikanischen Landsmann, der bei ihr wirklich Eingang gefunden hatte, sind dann, wie er im Vorwort dazu selbst bemerkt, der Anlaß zu seiner Novelle *The Aspern Papers* geworden.

Erst seit dem Erscheinen der beiden wohldokumentierten Biographien *Mary Shelley* (1938) und *Claire Clairmont* (1939)<sup>1)</sup> von R. Glynn Grylls wissen wir, daß ein anderer "who

<sup>1)</sup> *Claire Clairmont, Mother of Byron's Allegra*. London, John Murray 1939. XII u. 304 S. Von den beigegebenen Illustrationen sind besonders hervorhebenswert ein Porträt Claires nach dem Originalgemälde von Amelia Curran, heute in Newstead Abbey, und das Miniaturporträt Allegras, das einst Byron der Mutter als Andenken übersandt hatte. Von Charles Clairmont existiert nur eine Photographie im Besitze seiner Enkelin nach einem verlorengegangenen Porträt. Im gleichen Besitz befindet sich auch das farbige Porträt einer alten Dame mit blondgelocktem Haar und blauen Augen, das wahrscheinlich die Mutter der beiden Geschwister, Mrs. Mary Jane Godwin, darstellt.

did see Shelley plain," Charles Gaulis Clairmont, der Bruder jener Claire, bis 1850 als Titularprofessor für englische Sprache und Literatur an der Universität und am Theresianum in Wien sowie als geschätzter Lehrer am österreichischen Hof und in fast allen bekannteren Wiener Adelshäusern gewirkt und durch zahlreiche, noch bis 1880 neu aufgelegte englische Sprachlehren seinen Einfluß geltend gemacht hat.

Wenn die nachfolgenden Seiten noch einiges weitere, bisher unveröffentlichte Material aus Briefen von Charles Clairmont an die Schwester sowie aus Aufzeichnungen Claires und anderer Mitglieder der Familie verwerten und zum Teil abdrucken konnten, verdanken sie es der lebenswürdigen Bereitwilligkeit der Enkelin Clairmonts, Frau Hofrat Alma Crüwell in Wien, Einsichtnahme in diese in ihrem Besitz befindlichen Schriften zu gestatten. Darüber hinaus ist der Verfasser dieses Aufsatzes auch dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv und dem Archiv der Universität in Wien, insbesondere den Herren Oberarchivrat Dr. Fritz Reinöhl und Generalstaatsarchivar Professor Dr. Lothar Groß, sowie Herrn Dr. Leopold Sailer vom Archiv der Stadt Wien für wertvolle Hinweise zu Dank verpflichtet.

## 1. Das Leben Charles Clairmonts, sein Wirken in Wien und seine Beurteilung der Vorgänge von 1848.

Charles Gaulis Clairmont wurde am 4. Juni 1795, nahezu drei Jahre vor seiner Schwester Mary Jane, genannt Claire, in Bristol geboren. Von dem Vater, gleichfalls Charles Gaulis Clairmont<sup>1)</sup> geheiß, ist nur bekannt, daß er von Beruf Kaufmann war und als Rentier 1798 während eines Aufenthaltes in Hamburg starb<sup>2)</sup>. Die als sehr energisch und fleißig, aber auch hartherzig und streitsüchtig geschilderte Mutter, Mary Jane geborene Devereux<sup>1)</sup>, war wohl vorwiegend englischer Herkunft<sup>3)</sup> und heiratete 1801 William Godwin,

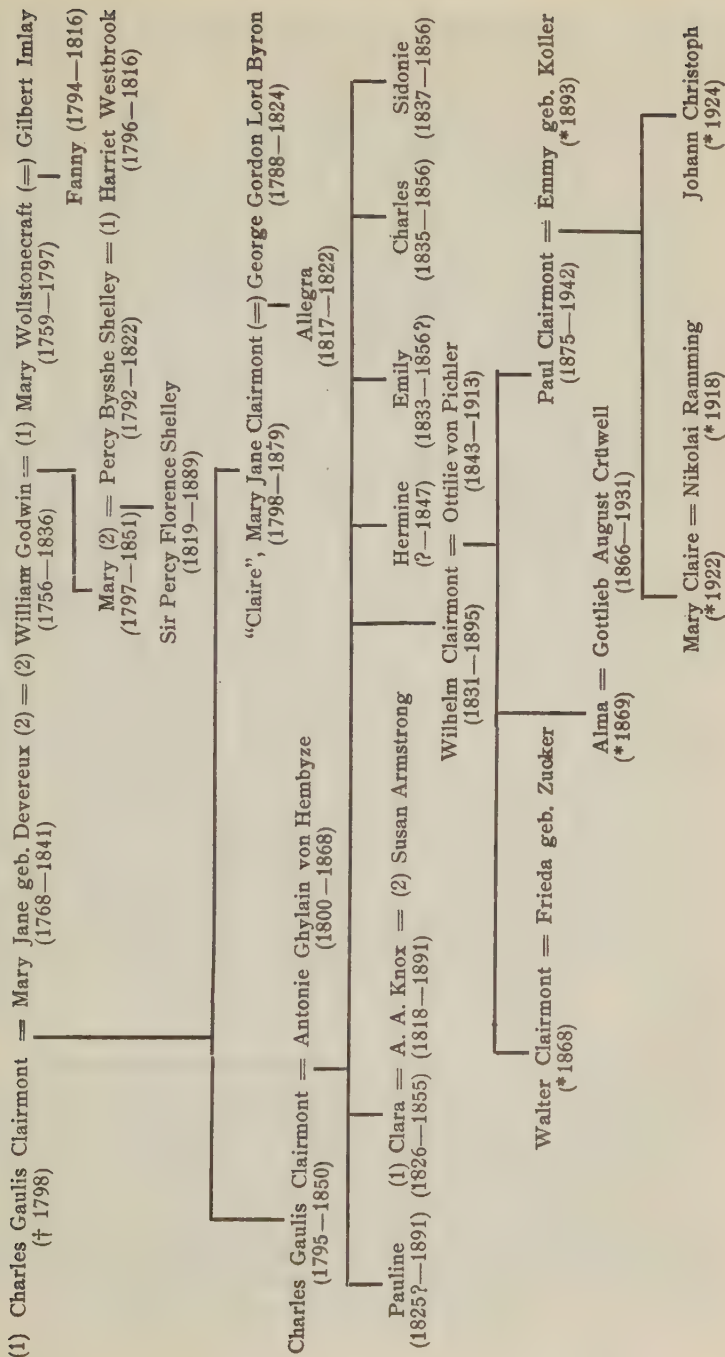
<sup>1)</sup> So nach dem Taufschein des Enkels Wilhelm Clairmont im Besitz von dessen Tochter.

<sup>2)</sup> Vermerk im *Dossier Clairmont* unter den Polizeiakten im Justizpalast Wien, s. u. — R. Glynn Grylls *Claire Clairmont*, S. 11, erklärt (ohne Quellenangabe), der ältere Charles Clairmont sei von Geburt Schweizer gewesen. Nach der Familientradition war er jedoch über Jersey aus Frankreich nach England gekommen.

<sup>3)</sup> Über sie vgl. Ford K. Brown, *The Life of William Godwin*, London 1926, S. 202—209, 268 u. ö. — Ingpen, *Letters of Shelley* (ed. 1913), S. 536. —



## Stammbaum der Familie Clairmont.



den Verfasser von *Political Justice*, dem sie 1802 einen Sohn schenkte, der gleichfalls William hieß. Zu ihren Stiefkindern wurden durch diese zweite Ehe Fanny, die Tochter von Godwins erster Gattin Mary Wollstonecraft aus deren Verbindung mit Hauptmann Gilbert Imlay, und Mary, die Tochter Godwins und Mary Wollstonecrafts und spätere Gattin Shelleys.

Charles und Claire hatten vielleicht von ihren französischen Vorfahren ihr unenglisch wirkendes Aussehen und Temperament — sehr dunkle Haar-, im Falle Claires auch Augenfarbe<sup>1)</sup> und große Lebhaftigkeit im Mienenspiel und beim Sprechen — geerbt. Wie die Mutter waren sie von untermittelgroßer Statur. Mit elf Jahren erschien Charles seinem Stiefvater zu kindlich für sein Alter, was aber eher für ihn spricht, da Godwin selbst nie wirklich Kind gewesen war und als Pädagog allzusehr auf intellektuelle Frühreife drängte<sup>2)</sup>. Sechs Jahre lang besuchte Charles die Charterhouse School<sup>3)</sup>, und wir erfahren auch durch einen Tagebucheintrag seiner Schwester vom September 1814, daß er damals Französisch, Latein und Griechisch gelernt hatte. Da der Godwinsche Haushalt beständig unter finanziellen Sorgen stöhnte und ihr Vater den Geschwistern Clairmont kein Vermögen hinterlassen hatte, wurde ihre Aufmerksamkeit früh auf das Geldverdienen hingelenkt, und als Shelley in ihren Kreis trat, ging Charles diesen wiederholt um finanzielle Unterstützung an. 1814 hatte Charles durch Godwins Vermittlung eine Anstellung in Constables Verlagsanstalt in Edinburg gefunden. Um diese Zeit taucht er auch erstmals in Shelleys Leben auf, als er bei den Godwins in Skinner Street einkehrt und vor und nach der fluchtartigen Schweizerreise Shelleys mit Mary und Claire zwischen diesen und den erzürnten Godwins<sup>4)</sup> zu vermitteln sucht.

---

J. C. Jeaffreson in *The Real Shelley* (1885) bezeichnet sie als „a woman of gentle birth.“

<sup>1)</sup> Charles hatte nach Aussage seiner Tochter Pauline „mild blue eyes“.

<sup>2)</sup> Ford K. Brown, *The Life of William Godwin*, London 1926, S. 241.

<sup>3)</sup> Ebenda S. 319.

<sup>4)</sup> Aus diesen Tagen stammt eine durch Charles Clairmont überlieferte Bemerkung Godwins über Shelley, nachdem er ihm auf der Straße begegnet war: „that Shelley was so beautiful, it is a pity he was so wicked.“ Vgl. Roger Ingpen, *Shelley in England*, London 1917, S. 547.

Ein erhaltener Brief von Charles Clairmont an Francis Place vom 12. Januar 1815 verrät, daß er damals in Irland mit Shelleys finanziellem Beistand eine Whiskyfabrik ("a distillery business") oder ein ähnliches Geschäftsunternehmen betreiben wollte, das ihn machen sollte "fully capable of materially assisting the whole family<sup>1)</sup>." Andere "wild schemes in the Clairmont style" — wie sich seine Stiefschwester Mary scherzend ausdrückte — sollten bald folgen. Ende August 1815 treffen wir ihn wieder als Teilnehmer an jener denkwürdigen Bootfahrt zu den Quellen der Themse in Gesellschaft von Shelley, Mary und Peacock, auf der Shelleys reifstes Frühgedicht *A Summer Evening Churchyard, Lechlade, Gloucestershire* entstand. Ein bei Dowden, *Life of Shelley*, vol. I, S. 528 abgedruckter Brief von Charles an seine Schwester schildert diesen Ausflug, auf dem man in Oxford außer der Bodleiana und Clarendon Press auch jene Zimmer im University College besuchte "where the two noted infidels, Shelley and Hogg (now, happily excluded the society of the present residents), pored, with the incessant and unwearied application of the alchymist, over the certified and natural boundaries of human knowledge." Clairmont bemerkt in dem Brief auch, wie gut Shelley diese Bootfahrt bekommen sei: "he has now the ruddy, healthy complexion of the autumn upon his countenance, and he is twice as fat as he used to be."

Gegen Ende 1815 ermöglichte ihm Shelley durch eine Beihilfe von £ 106. 6s.<sup>2)</sup> auf etwa zwei Jahre nach Frankreich zu gehen. Im Dezember hören wir, daß er sich in Bordeaux aufhält. Im Frühjahr 1817 verliebte er sich während einer Trinkkur in dem Pyrenäenbad Bagnère in eine Mlle. Jeanne Morel, die er zu heiraten gedachte, obschon sie fünf Jahre älter war als er. "Do I dream, my dear Shelley," schreibt er von dort<sup>3)</sup>, "when a gleam of gay hope gives me reason to doubt of the impossibility of my scheme? . . . I should choose beyond everything else in the world the life of Wordsworth; to cultivate a little *métairie* among the mountains, to become a hardy *campagnard*, and to have a sweet association with every

<sup>1)</sup> Siehe Helen Rossetti Angeli, *Shelley and his Friends in Italy*, London 1911, S. 76.

<sup>2)</sup> Walter Peck, *Shelley, his Life and Work*, London 1927, Band I, S. 528.

<sup>3)</sup> H. R. Angeli, *Shelley and his Friends in Italy*, S. 77.



sequestered vale and nook within the compass of my ramblings.“  
Doch auch dieser Plan wurde, scheint es, bald aufgegeben.

Statt dessen begibt sich Clairmont 1819 zunächst nach Spanien<sup>1)</sup>, und von dort gelangt er im September nach Italien, wo er nun abermals mit den Shelleys zusammentrifft und mit dem Dichter in der Villa Valsovano bei Livorno Spanisch treibt. Am 21. September 1819 schreibt Shelley an Peacock:

“Charles Clairmont is now with us on his way to Vienna. He has spent a year or more in Spain, where he has learnt Spanish, and I make him read Spanish all day long. It is a most powerful and expressive language, and I have already learnt sufficient to read with great ease their poet Calderon. I have read about 12 of his plays<sup>2)</sup>.”

Damals, als die Shelleys durch den Verlust ihres Söhnchens William schwer niedergedrückt waren, scheint er durch seine leichtbeschwingte, heitere, jugendfrische Art belebend und erfrischend auf sie eingewirkt zu haben. Gegen Ende September jenes Jahres begleitete er Shelley nach Florenz, wo sie beide in der Pension einer Madame Merveilleux du Plantis im Palazzo Marini, 4395 Via Valfonda, für die bevorstehende Niederkunft Marys ein passendes Unterkommen fanden. Dort wurde auch Percy Florence geboren, und dort sollte bald danach Sophia Stacey absteigen, die mehrere von Shelleys schönsten kürzeren lyrischen Gedichten anregte und die eine Schilderung seines damaligen Lebens in Florenz hinterlassen hat. In einem Briefe Shelleys an Maria Gisborne vom 13. oder 14. Oktober 1819 heißt es nun:

“Madame M. is quiet, and we only meet her now and then, by chance.”  
“Her daughter, not so fair, but I fear as cold as the snowy Florimel in Spenser is in and out of love with Charles [Clairmont] as the winds happen to blow; and Charles, who, at the moment I happen to write, is in a high state of transitory contentment, is setting off to Vienna in a day or two<sup>3)</sup>.”

Wenn Roger Ingpens Vermutung zu Recht besteht, handelte es sich bei dieser Mme. M. um jene Pensionsinhaberin, Mme.

---

<sup>1)</sup> Nach Angaben des *Dossier Clairmont* (s. u.) hielt sich Clairmont vor seinem 20. Jahre zwei Jahre in Frankreich, ein Jahr in Spanien, einige Monate in Italien und kürzere Zeit in der Schweiz und den Niederlanden auf, zumeist auf Geschäftsreisen (Buchhandel). Eine Familientradition berichtet außerdem noch, daß er wahrscheinlich während des Aufenthaltes in Spanien in Cadix einen Bruder seiner Mutter aufsuchte, bei dem diese als Mädchen einmal gewohnt hatte.

<sup>2)</sup> Roger Ingpen, *The Letters of Shelley*, London 1912, S. 719.

<sup>3)</sup> Roger Ingpen, *The Letters of Shelley*, S. 723, Anm. und S. 726.

Merveilleux du Plantis. Am 17. November schreibt dann Shelley an Henry Reveley, den Sohn der Maria Gisborne aus deren erster Ehe,

"Charles left us a week ago, not without many lamentations, as all true lovers pay on such occasions. He is to write me an account of the Trieste steamboat, which I will transmit to you<sup>1)</sup>."

In Wien, wo er sich dauernd als Sprachlehrer niederlassen sollte, fand Charles Clairmont während der ersten Jahre Unterkunft in einem Häuserblock (No. 1174) auf der Biberbastei (parallel zum Stubenring, nahe der heutigen Postsparkasse); während er in seiner letzten Lebenszeit in der Landhausgasse, nahe der Minoritenkirche, wohnte.

Als R. Glynn Grylls zur Vorbereitung ihres Buches über Claire 1937 in Wien weilte, gelang es ihr unter den beim Brande des Justizpalastes im Jahre 1927 beschädigten Dokumenten Akten der Metternichschen Fremdenpolizei über Charles Clairmont aufzufinden, die bisweilen Tag für Tag über sein Treiben Auskunft geben. Aus diesen Geheimakten geht hervor, daß die Aufmerksamkeit der Polizei erst durch den Besuch seiner Schwester Claire in Wien vom Oktober 1822 bis zu ihrer Weiterreise nach Rußland am 22. März 1823 auf Charles gelenkt wurde, dessen Gesuch um Aufenthaltsbewilligung vom Jahre 1819 nie beantwortet worden war. Claire hatte nach dem Tode Allegras und Shelleys, von Pisa kommend, in der Kärntner Straße (Haus No. 943, heute No. 19, 1896 umgebaut) Wohnung genommen bei einer Frau von Henikstein, wohl einer Schwägerin des Orientalisten Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall, die sie in Pisa kennengelernt hatte und mit der sie wahrscheinlich musikalische Interessen verbanden. Auch einen Londoner Empfehlungsbrief an einen Herrn von Schwab führte sie mit sich. Claire galt jedoch der Metternichschen Polizei durch ihre Beziehungen zu dem revolutionären Schriftsteller Godwin, zu dem Freidenker Shelley und dem Carbonari-Freund Byron für verdächtig.

So kam es, daß Charles und seine Schwester »Clarissa« die Anweisung erhielten, Wien binnen fünf Tagen zu verlassen. Durch Fürsprache einflußreicher Freunde und Schüler des Bruders wurde der Befehl jedoch zurückgezogen, obwohl eine strenge Überwachung bestehen blieb. In einem

<sup>1)</sup> Roger Ingpen, *The Letters of Shelley*, S. 752.

der Polizeiberichte Sprintzenhofers vom Jahre 1822 kann man lesen:

»Dieser Sprachmeister von kleiner Statur und 28 Jahre alt spricht sehr wohl die französische Sprache und erscheint, wie schon sein Name, von ganz unverfälschter französischer Extraktion, anmaßend und raisonnierend über alles, was nicht seinen Ideen anpaßt<sup>1)</sup>.«

Rügend wurde auch sein Zusammenleben mit Elisabeth Helm erwähnt, die ihm eine Zeitlang die Wirtschaft führte.

Gleichwohl schien Clairmont das Wiener Leben zu begehren. Er besuchte häufig und gern Tanzvergnügungen, und seine Schwester führte er in sein Stammlokal, das heute verschwundene Café »Zum Jüngling« am Graben und in das »Paradeisgärtel«, das sich damals von Palais der Ungarischen Garde bis in die Gegend des heutigen, neuen Hofburgtheaters erstreckte. Claire jedoch, schmerzgebeugt über den Tod ihres Töchterchens und ihres liebsten Freundes, war wenig aufnahmefähig. Auch litt sie unter dem damals gerade rauen, unfreundlichen Herbst- und Winterklima. Die die Stadt noch umschließenden Mauern beengten sie, und aus einer Äußerung, die sie später einmal in Dresden machte, geht hervor, daß ihr die Wiener Barockarchitektur wenig zusagte, weniger als die Dresdner<sup>2)</sup>. Indessen wäre Claire vielleicht in Wien geblieben, wenn der Plan des Bruders, ihr eine Anstellung als Sprachlehrerin bei der Fürstin Marie Josephine Esterházy<sup>3)</sup> zu verschaffen, gelungen wäre. Er selbst hatte damals schon in dieser Familie sowie bei den Dietrichsteins und Choteks Zutritt erhalten.

Nach einem Polizeirapport vom 4. Dezember 1829 heiratete Clairmont im Jahre 1824 in Wiener-Neustadt Antonia Ghylain von Hembyze, geboren 1800 in Sommerein, Niederösterreich, als Tochter eines Zollamts-Oberbeamten aus einem ursprünglich belgischen, später in der Bamberger Gegend ansässigen Geschlechte<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> Im deutschen Original zitiert nach einer Abschrift von Frau A. Crüwell.

<sup>2)</sup> G. Grylls, C. C., S. 172 f.

<sup>3)</sup> Gattin des Fürsten Nicolaus Esterházy von Galantha und Mutter des Fürsten Paul Anton E., des damaligen österreichischen Botschafters in London, über den sich Clairmont in einem weiter unten erwähnten Briefe vom 7. Juni 1848 sehr abfällig äußert — "a man of as much talent as a bootjack."

<sup>4)</sup> Nach Mitteilung von Frau A. Crüwell.



»Bei dieser festen Gestaltung seiner häuslichen Verhältnisse«, heißt es weiter in jenem Rapport von 1829, »suchte er auch eine feste Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu erreichen, weshalb er in der Zwischenzeit um die an der Londoner Universität erledigte Lehrkanzel der deutschen Sprache und Literatur einschritt.«

Nach seinen eigenen Angaben soll er sich »unter den drei fähigen Kandidaten befunden haben«. Dies war im Jahre 1828, als Godwin sich bemühte ihm, diese Lehrstelle zu verschaffen, wobei er allerdings von Campbell vernahm, daß hier "open competition" herrschte. Auch seine Gattin Antonia mit ihren inzwischen geborenen kleinen Kindern Pauline und Clara weilte damals mit Clairmont bei den Godwins in London. Als jedoch der Plan fehlschlug, kehrte Charles schon Anfang 1829 vor seiner Familie nach Wien zurück. Zuvor ging er Mary Shelley um ein Darlehen an, das sie nur zögernd gewährte, das er aber später zurückzahlte<sup>1)</sup>.

Wieder in Wien angelangt, begegnete er zunächst erneuten Schwierigkeiten seitens der Fremdenpolizei. In seiner Abwesenheit waren beim Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky zwei anonyme englische Briefe eingelaufen, von denen der eine<sup>2)</sup> Charles als einen Sohn Godwins und der Mary Wollstonecraft bezeichnet, als einen "intimate of Lord Byron" und Schwager jenes »Deisten« Shelly (sic!), der "was deprived of his rights of a father by the Lord Chancellor of England . . .". »Clairmont«, heißt es darin weiter "is not his real name." So wurde er bei seiner Rückkehr vorgeladen und ein neues Verfahren gegen ihn eingeleitet, in dessen Verlaufe er Shelley verleugnete wie Petrus den Herrn. 1830 suchte und erhielt er dann die Erlaubnis zur Errichtung einer Privatschule — jedoch nur für männliche Schüler. Weiblichen Schülern durfte er nur in den Behausungen ihrer Eltern Unterricht erteilen. Eine neue Wendung in seiner Wiener Laufbahn trat 1838 ein, als er zum Professor für Englisch an der Theresianischen Ritterakademie ernannt wurde, und 1839—40, als er »die durch den Tod Zierers<sup>3)</sup> erledigte, mit keinem Gehalt verbundene Lehr-

<sup>1)</sup> Die Angelegenheit hatte eine Entfremdung zwischen ihm und Mary Shelley zur Folge. Vgl. darüber seinen Brief an Mary aus Wien vom 8. Nov. 1845 bei G. Grylls, *Mary Shelley*, 1838, S. 213, Anm. 3

<sup>2)</sup> Bei G. Grylls, *Claire Clairmont*, eine Faksimilereproduktion eines Teiles dieses Briefes.

<sup>3)</sup> Zierer war von Haus aus Mediziner, "Hon. Med. Dr. Ferdinand Zierer" (*Taschenbuch der K. K. Universität für das Jahr 1840*).

kanzel der englischen Sprache und Literatur an der [Wiener] Universität«<sup>1)</sup> erhielt. Von sieben der auftretenden Bewerber überging das Philosophische Studien-Vice-Direktoriat

»die Kompetenten: Bird wegen Mangels aller wissenschaftlichen Vorbildung, Charanza und Nassek wegen Mangel zureichender englischer Sprachkenntnisse, Godfried wegen zu sehr vorgerückten Alters und Mangels aller Zähne, Liddard und Ma[c]kenzie wegen Mangels der österreichischen Staatsbürgerschaft.«

Letztere besaß zwar Clairmont auch nicht, aber man meinte, »wegen seines langjährigen hiesigen Aufenthaltes müsse er als österreichischer Staatsbürger angesehen werden, seine schriftstellerischen Arbeiten liefern den Beweis seiner wissenschaftlichen Bildung, und sein schriftlicher und mündlicher Vortrag und sein gesamtes Äußere seien sehr empfehlenswert.« Einzig sein 'akatholisches Glaubensbekenntnis' bildete zunächst ein Hindernis, aber da es sich bei der Lehrkanzel nicht um ein mit Gehalt und Eid verbundenes Amt handelte, da »die Lehrkanzeln der fremden Sprachen mit den philosophischen Lehrgegenständen nicht in der mindesten Berührung stehen«, und da er seine sieben Kinder ohne Unterschied des Geschlechts katholisch taufen und erziehen ließ, wurde ihm Dispens erteilt. Aus dem Bericht des Referenten Jässely vernehmen wir dann noch, Clairmont sei

»der Verfasser einer englischen geschätzten Sprachlehre, wovon er Exemplare vorgelegt hat. Er hat seine vorzügliche Tauglichkeit durch Privatunterricht in sehr vielen und auch sehr ansehnlichen Familien — ich nenne einige, Fürst Liechtenstein, Lobkowitz, Schwarzenberg, Windischgrätz, Clary, Graf Taaffe, Clam, Dietrichstein, Goeß, Wrba, Czernin, Pálffy .... bewährt.«

Nach Mitteilung seiner Enkelin meinte auch Graf Wilczek sein Schüler gewesen zu sein, und die Fürstin Pauline Metternich erinnerte sich noch gern an »ihren geliebten Lehrer Clairmont«. Davon, daß er auch bei Hof als Lehrer des Englischen Eingang fand, zeugt zunächst die Widmung seines 1845 erschienenen »Poetischen Lesebuches für Anfänger« an die damals einundzwanzigjährige Erzherzogin Maria Carolina<sup>2)</sup>, Sternkreuz-Ordensdame und Äbtissin des K. und K.

<sup>1)</sup> Entsprechend der im folgenden zitierten Akte 6257/5755, 1839 vom 29. November 1839 im Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Die eigentliche Ernennung erfolgte durch Dekret der niederösterreichischen Regierung vom 7. Jänner 1840.

<sup>2)</sup> Eine Tochter des Erzherzogs Albrecht.

Theresianischen adeligen Damenstiftes auf dem Prager Schlosse, "by her Imperial and Royal Highness's Humble Servant and Teacher."

Nach den noch unveröffentlichten Teilen der französisch geschriebenen Tagebücher der Erzherzogin Sophie, der Mutter Kaiser Franz Josephs<sup>1)</sup>, wurde Clairmont, »le maître anglais«, dieser am 2. April 1849 in Olmütz vorgestellt, zusammen mit dem Abt Hoványi, »le maître hongrois«. Daß er, wie R. Glynn Grylls in *Mary Shelley*, S. 235, im Anschluß an einen Brief Claires behauptet, auch den "young Archduke, heir to the House of Austria (later the Emperor Francis Joseph)" als "English tutor" unterrichtet habe, geht aus den Eintragungen der Erzherzogin-Mutter nicht hervor; jedoch hat er damals die Brüder des Kaisers, die Erzherzöge Ferdinand Max<sup>2)</sup> und Karl Ludwig<sup>3)</sup> im Englischen unterrichtet, ebenso die Oberhofmeisterin der Erzherzogin Sophie, Gräfin Ernestine von Schönborn (1800—1862) und den Grafen Mensdorff-Pouilly, späteren österreichischen Minister des Auswärtigen. Als Clairmont am 2. Februar 1850 in Wien auf der Straße einem Schlaganfall erlag, wurde sein Tod am folgenden Tage der Erzherzogin Sophie durch den Kaiserlichen Leibarzt Seeburger mitgeteilt. Die betreffende Tagebuchstelle hebt vor allem die tiefe Wirkung der Trauernachricht auf den Erzherzog Max und die Gräfin Schönborn hervor. Sie lautet, unter dem 3. Februar 1850,

«Nous allâmes chez l'Empereur et y trouvâmes Seeburg[er](?) qui venait d'apprendre la mort subite du pauvre Clairmont, le maître anglais de Maxi-Charles-Schoenborn et des Mensdorff etc. . . . Je la cachais à Maxi lorsqu'il vint vers 6 h. <sup>1</sup>/<sub>2</sub> chez moi accompagner son père à la première 'Faust'. J'allais un moment chez Charles qui fut très peiné aussi de la mort de Clairmont . . . Fr.<sup>4)</sup> et Maxi revinrent chez l'Empereur après le 3<sup>ième</sup> acte. Je dis à Maxi la mort du bon Clairmont qui l'affligea beaucoup.»

Unter dem 4. Februar fährt die Erzherzogin fort:

<sup>1)</sup> Im Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Der bisher gedruckte Teil erschien in den Historischen Blättern, 4. Heft, 1931 unter dem Titel: *Aus dem Tagebuche der Erzherzogin Sophie* von Fritz Reinöhl.

<sup>2)</sup> Erzherzog Ferdinand Max, später Kaiser Maximilian von Mexiko (1832—67).

<sup>3)</sup> Erzherzog Karl Ludwig (gest. 1896), Vater der Erzherzöge Franz Ferdinand und Otto.

<sup>4)</sup> »Franzi«, d. i. Erzherzog Franz Karl, der Gatte der Erzherzogin.



»Après la messe je trouvai Maxi chez moi avec Schoenborn à laquelle il était allé dire la mort de Clairmont après déjeuner et qui était en larmes,» und etwas später: »Maxi et Schoenborn vinrent du corps du pauvre Clairmont qu'ils étaient allés voir; ils l'avaient point trouvé encore le matin chez sa famille où ils s'étaient rendus à cet effet; il était encore à l'hôpital où on l'avait transporté au moment de sa mort d'un coup d'apoplexie foudroyant<sup>1)</sup>.«

Daß das Verhältnis zu den beiden Prinzen ein recht freundschaftliches war, geht bereits aus einer Äußerung Claires in einem Briefe an Mary Shelley vom 11. April 1849 hervor, die sich ihrerseits auf einen nicht erhaltenen Bericht ihres Bruders aus Olmütz stützt<sup>2)</sup>:

»He sees the young brothers of the young Emperor every day, and they are so fond of him, and always have Willy's<sup>3)</sup> letters read to them and are so much interested in him as if he were their brother. Willy is furious at this because the old Emperor<sup>4)</sup> their uncle disarmed the students and Willy cannot forget or forgive their having taken his sword from him.'.

Nach noch unveröffentlichten Briefen Clairmonts vom 12. August und 12. November 1849 pflegte er die Prinzen um diese Zeit wöchentlich viermal in Schönbrunn zu unterrichten und, wie er sagt, »every Saturday the Archdukes insist on my dining with them.»

Gleichwohl hatte Clairmont gerade in den unruhigen Jahren 1847—1849 durch Ausfall zahlreicher Stunden infolge der Flucht so vieler vornehmer Wiener schwer um seine Existenz zu kämpfen, zumal er sich in Weidling bei Klosterneuburg ein erst ab 1848 rentenfreies Besitztum erworben hatte<sup>5)</sup>. Seine im folgenden erstmals veröffentlichten Briefe

<sup>1)</sup> Bestattet wurde Clairmont auf dem ehemaligen Allgemeinen Währinger Friedhof (jetzt Währinger Park), von wo nach dessen Auflösung 1923 die Grabplatte von seiner Enkelin nach der Grabstätte der Familie auf dem Matzleinsdorfer Friedhof überführt wurde.

<sup>2)</sup> Abgedruckt bei R. Glynn Grylls, *Mary Shelley*, p. 236.

<sup>3)</sup> Wilhelm Clairmont (1831—1895), 1852—1862 Landwirt und Schafzüchter in Australien, später im Banat, seit 1875 Güterschätzmeister des k. k. Oberhofmarschallamts in Wien, Vater Geheimrat Walter Clairmonts, des langjährigen Präsidenten des bayrischen Industriellenverbandes und Ehrenbürgers der Universität München, des namhaften Zürcher Chirurgen Professor Paul Clairmont (1875—1942) und von Frau Alma Crtiwell, der Witwe des verstorbenen Direktors der Universitätsbibliothek in Wien.

<sup>4)</sup> Ferdinand I., Kaiser von Österreich 1835—1848.

<sup>5)</sup> Es umfaßte die Häuser 57—59 (heute Hauptstraße 10). Eine Identifizierung der noch stehenden Teile wurde durch freundlichen Beistand des Herrn Pfarrers Hofmann-Weidling ermöglicht.

über die Wiener Revolution von 1848 sind von Interesse nicht nur durch die klare und lebendige Schilderung der Vorgänge seitens eines Augenzeugen, sondern auch durch die verschiedene Stellung zu den Ereignissen, die damals die beiden Geschwister einnahmen. Der Bruder, der trotz seiner Tätigkeit als Lehrer in so vielen österreichischen Adelsfamilien und bei Hof<sup>1)</sup> zunächst leidenschaftlich für die Aufständischen Partei ergreift, kann es nicht verstehen, daß die einst so freiheitsliebende Schwester, die Stieftochter eines Godwin und Freundin Shelleys, die achtundvierziger Bewegung von England aus aufs schärfste verurteilt<sup>2)</sup>.

"I must call you over the coals," schreibt der Bruder, "for the inexplicable tone of your strictures on Austria . . . . What can you mean by such expressions as 'disgust at the men of Germany', 'students kicking up a dust', 'Germany turning driveller in its old age, dictated by babies', etc. etc."

Clairmont vermutet, daß sie diesen "low slang" in der *Morning Post* gelesen hat, die ihrerseits ihre Informationen von dem nach England geflüchteten Metternich und dem Baron Zedlitz<sup>3)</sup> in der *Allgemeinen Zeitung* bezogen haben soll.

Von allen erhaltenen Briefen Clairmonts ist dieser mit dem Datum des 7. Juni 1848 versehene nicht nur der längste, sondern auch der, der den besten Begriff von seiner Persönlichkeit und seinem Denken gibt. Metternich wird auf das heftigste abgelehnt und verurteilt aus ethischen Gründen und weil er sich dem Verlangen der Masse der von ihm beherrschten Völker widersetze. Dabei fällt — vor allem, wenn man wieder Clairmonts damalige Stellung in Wien in Betracht zieht — die Stärke seiner Anteilnahme am Schicksal gerade Italiens auf:

<sup>1)</sup> Ein Teil des Hofes billigte allerdings Metternichs Politik nicht, so die Erzherzogin Sophie, noch viel weniger Erzherzog Johann und, wie seine späteren Schriften und Dichtungen deutlich erkennen lassen, Erzherzog Ferdinand Max.

<sup>2)</sup> Der Umstand, daß Claire auf Rat ihres Bruders Geld in Österreich investiert hatte, mag ihre Angst vermehrt haben. Mary Shelley nahm indessen eine ganz ähnliche Haltung ein. Nach ihrer Ansicht verbreitete Frankreich damals "wicked and desolating principles amongst all the nations." Vgl. R. Glynn Grylls, *Claire Clairmont*, p. 217.

<sup>3)</sup> Clairmont kennt und schätzt gleichwohl Zedlitz als Dichter: "a man . . . of great poetical feeling and talent, the author of the *Todtenkranz* and several good tragedies."

"For the treatment of poor Italy, I know no words to express my contempt and disgust. What! Are such minds as those of a Tomaseo, a Gioberti, a Manzoni, a Pellico and hundreds of others to be spurned and crushed by the heel of a Metternich! . . . . My very heart bleeds for the poor Italians; have they not suffered enough under their kings, under their popes, under their republics, under their own native princes? and are they now to writhe and groan under the iron hand of the foreigner because that old harlequin and ridiculous turncoat Brougham<sup>1)</sup> asserts that a nation 300 years under subjection must never dare to think of throwing it off? an odd sort of reasoning forsooth, to say nothing of its being an impudent lie! But nothing is too impudent for that rigmarole fellow. But were it true, how did the Austrians come by their authority? *par le droit du plus fort*, and if the Italians have pluck enough to use the same means to throw it off, what law of God or man shall prevent them? . . . I trust in my heart [Crémieux]<sup>2)</sup> will never succeed in alienating our generous mind from the cause of a nation which has now in earnest put its shoulder to the wheel, which has refused all foreign aid, and has firmly resolved to exert every effort of body and mind to free itself from the indignities of a foreign oppressor, with whom blood, temper, race, climate, habits, language forbid it all manner of sympathy. I wish them the complete success from the very bottom of my heart . . . . The country swarms with intellect, and they are all animated by one soul, one resolve."

Die persönlichen Leistungen des fast 85jährigen Radetzky bewundert Clairmont zwar als geradezu "inconceivable," aber er glaubt dennoch nicht an deren nachhaltigen Erfolg.

Und wie stellt er sich zum damaligen Österreich und zu Deutschland? "The Austrians" nennt er "a kind, good and moderate people" und die Wiener im besonderen "the best disposed people on earth." Nur die Kreise, die er für die Stützen der Metternichschen Herrschaft hält, werden von ihm mit bitterem Spott bedacht als:

"lazy fat *Spießbürger*, with the grease oozing out from their very temples, who think only of their beer and their pipe, their *Rostbratel* and their *Knödel* and care not a straw for all the world beside. These and the old musty *Beamten*, the *Hofräte* and *Regierungsräte*, those incarnate old routiners, who for the very lives of them can't set their feet out of the deep sunk ruts in which they have been grovelling for the last fifty years and see a reduction of salary before their noses, these are the only men

<sup>1)</sup> Henry Lord Brougham (1778—1868), zusammen mit Jeffrey einer der Mitbegründer der liberalen *Edinburgh Review*, Anwalt der Königin Caroline; als Lord Chancellor Förderer der *Reform Bill* von 1832, trat er jedoch 1834 als Gegner Lord Melbournes zurück.

<sup>2)</sup> Isaac Moise Adolphe Crémieux (1796—1880), französischer Jurist und Staatsmann.



except indeed the Aristocracy, who hold up their hands and sigh and lament as if Doomsday were at the door, and sink helpless into the slough of their pitiful, selfish existence; but the men of the new order of things, the young, the middle-aged, the old, all who are not wholly engrossed in the mere idea of their own petty interests, all who have minds strong enough to bear the light of the brilliant sun that has burst upon us, all who have breast and lungs capacious enough to breathe the fresh invigorating air we are now inhaling, in short all who have sufficient moral courage to resist the fascination of *Knödel* and *Rostbratel*, and they are in the proportion of 100 to 1 in the monarchy, these are all buoyant by the new position; they are working heart and soul to get the machine in operation for a totally different order of things . . . The real marrow of the question lies here: Have cultivation and intelligence a right to use the advantages they possess, whether acquired or bestowed by God? . . . It is useless to say that Austria was quiet and happy all this time; what happiness was it? it was not a happiness suitable to the dignity of the human race, and which they have every right to claim: it was the contented torpor of the herd grazing and fattening for next week's market."

Dem Vorwurf der Schwester, daß unreife Köpfe die Bewegung inszenierten, begegnet er mit dem Hinweis darauf, daß in Wien "it originated at the university, but the most prominent person in it of that establishment was the rector magnificus, Jenull, a man of 72. Prof. Endlicher is at least 50 — Hye 45 — Kudler near 60 — and then medical and law students of the 4<sup>th</sup> and 5<sup>th</sup> years are all men of from 25 to 30."

Metternich wirft er auch vor, daß er sich dem Deutschen Bund nicht angeschlossen habe, indem Österreich die Führung hätte erlangen können:

"Why was he so unwilling to join the German League? a league into which we could then have entered as the greatest and most powerful member, probably with his own Emperor as its head. If he had had any heart for the real strength and independence of Germany, why did he not consent to the step, the only step which would for ever have established German Freedom?"

Dieser lange, begeisterte, am 7. Juni begonnene Brief enthält jedoch noch ein Postskriptum vom 15. Juni über die am 12. in Prag ausgebrochenen Unruhen, denen die junge Fürstin Windischgrätz, eine Schwester des Fürsten Schwarzenberg, zum Opfer gefallen war, ein Vorfall, der ihn offenbar um so mehr mit Entsetzen erfüllt, als er selbst in diesen Familien unterrichtet hatte. Und das nächste Schreiben an die Schwester vom 10. November 1848 verrät bereits eine starke Ernüchterung

und Modifizierung seiner Einstellung. Der niedergeworfene blutige Oktoberaufstand liegt dazwischen, bei dem die Führung der Wiener Revolution von der bürgerlichen Nationalgarde auf die »Proletaria« übergegangen war. Jetzt ergreift Clairmont entschieden Partei für den damals vielfach als Despot und zweiter Alba.verschrieenen Fürsten Windischgrätz und verteidigt ihn gegen Anwürfe seitens der Massen. Seine eigene Familie hatte Clairmont auf sein Weidlinger Besitztum in Sicherheit gebracht, während er selbst Wien aufsuchte, um nachzusehen, ob er seine Privatschule wieder eröffnen könne. Den Winter beabsichtigte er allein mit seinem Hausarzt Dr. Böhm in seiner Wiener Wohnung in der Landhausgasse zuzubringen, die während der Beschießung im Oktober in Gefahr geraten war.

Nachdem von der Umzingelung der Aufständischen in Wien und Zurtückschlagung eines ungarischen Hilfsheeres für die Eingeschlossenen die Rede gewesen, dessen Nahen man von der »Spinnerin am Kreuz« (in der Triester Straße) rechtzeitig bemerkt hatte, hören wir weiter:

“Fürst Windischgrätz immediately commenced the bombardement of the Burgthor before attended to. During this operation, two frightful conflagrations burst out, one that of the Augustine Church and Convent, the other that of the Imperial Library, which all form one unbroken line with the Palace; the citizens pretend these fires were the effect of bombs; but this is a barefaced lie; there is not the slightest doubt these buildings were fired by the Proletaria in hopes of destroying the Palace as they could easily gain access, the Augustine Church having been converted into an hospital for the wounded; it is, besides, ascertained that not a single bomb, rocket or any missile projecting combustible matter was employed by Windischgrätz: nothing but cannon ball and cannister was used, and here, by the bye, I may as well mention that one cannister shot, an iron ball of about an ounce weight, entered one of our windows in the Landhaus Gasse. On the first morning of my coming to town, I found it lying very innocently between the double windows, it had shattered the wooden frame work and broken the glass, but not done the slightest injury to my thermometer, which was fixed outside the same pane. During the whole 6 or 7 or 8 days of cannonading, we good folks at Weidling knew nothing of the real state of affairs in town, for there was no sort of communication whatever: Windischgrätz's intention had been not to fire a shot, but reduce the Viennese by want of provisions, and he had taken his measures most admirably.”

Auch für die Zerstörungen in der Leopoldstadt am Eingang zum Prater wird die »Proletaria« verantwortlich gemacht:

"One has no conception how such a scene of devastation could have been produced otherwise than by wantonly firing cannon at the houses for sheer amusement."

Wie bereits oben angedeutet, folgte dann Clairmont im April 1849 einer Aufforderung des Hofes nach Olmütz, zwei Brüdern des soeben zur Regierung gelangten jungen Kaisers Franz Joseph Stunden zu erteilen. Ein Brief aus Olmütz vom 21. April verrät, daß ihn seine älteste Tochter Pauline dorthin begleitete, dieselbe, die später mit seiner Schwester Claire in Florenz zusammenwohnen sollte. Dabei gab seine sanguinische Art, zuweilen auf der Straße mit ihr laut englisch zu sprechen, zu folgendem Vorfall Anlaß:

"I had gone as usual to the Piazza on the Nieder Ring to fetch Pauline as usual to dinner; it was raining hard (also as usual) and Pauline kept me waiting for her (also as usual) about 10 minutes. Scolding her loudly and vehemently, we crossed the Ober Ring to Lauer's and had hardly entered the door, when a small light-made man, limping after us, caught me by the coat and put a paper into my hand. I thrust him from me angrily, for you must know, this place swarms with whining beggars, and said in German: 'What have I to do with this?' — He answered very politely and humbly, but not at all like a beggar, 'O Sir! I am sure I beg your pardon, but I thought you were an Englishman!' — 'Well! so I am; but how the deuce did you know that?' — 'Why Sir, I heard you speaking in the streets,' — I then read his paper, which proved to be an open letter from the chaplain of the English Embassy at Vienna, testifying him to be a poor English sailor making his way home on foot from Trieste, and that he was a person worthy of assistance. He seemed absolutely starving, was very lame and dirty from the roads, having walked from Vienna here in 3 days and part of 2 nights, and had eaten nothing since the previous afternoon; this and his sailor's jacket with anchor buttons fully corroborated the truth of his story."

Weiter erfahren wir noch von diesem Matrosen:

"he is only 23 years of age, but looks older. . . . He speaks French and Italian both very fluently, and is a pretty fair draughtsman and lithographic writer and printer."

Im Dienste auf einem amerikanischen Schiff war er in Triest gelandet, dort aber am Fieber erkrankt, und

"when sufficiently recovered to crawl out, he found the captain gone with the vessel, having taken off his chest of clothes and without paying him 37 dollars he owed him. . . . He went to the English consul, who told him that though an Englishman, as he came on an American ship, he could do nothing for him, he must go to the American consul; here they told him that, though he came in an American vessel, as he was an Englishman, he could not help him."



Clairmont erzählt nun seine Geschichte am folgenden Tage bei Hofe unmittelbar vor dessen Abreise nach Prag und Teplitz mit dem Erfolge, daß

"each of the Archdukes gave me 10 fl., their mother the same; Count Mensdorff the same, and several other persons contributed, so that I got together more than 57 fl., and with this I dispatched him at one after midnight on Wednesday by railroad for Berlin, where he was told by the Chaplain at Vienna there is a fund for English in distress; so he will easily get to Hamburg and from there find an English vessel to London." ... "Was is not a strange concurrence of circumstances," schließt der Bericht, "that this poor fellow, one quarter of an hour after arriving here, should just hit upon me in the street, me the only Englishman in the whole town and that I at that very moment should just have happened to be scolding Pauline, else he could not have heard me speak; and if it had not rained so hard, I should not probably have spoken so loud; and if he had arrived here two days later, the court would have gone [to Prague and Töplitz], and these arme Schlucker of Olmützers would'nt have given him a single Kreutzer."

Auch an einer Stelle dieses Briefes spricht Clairmont in ausgesprochen warmem Ton von Windischgrätz, und zwar im Zusammenhang mit dem Aufstand Kossuths in Ungarn:

"In Hungary all is going on badly enough; the Rebels are daily making fresh progress. Half of Hungary and the whole of Transylvania is now in their hands. The whole blame is thrown on poor Windischgrätz, who has shown too little energy in following up any little advantage he gained. He has been recalled and is now here; poor man, he goes about like a ghost and is greatly cast down. Welden has been sent to replace him."

Zur Lage in Deutschland äußert er sich hier folgendermaßen:

"The Germans of Frankfort are still playing the fool; they have offered the imperial crown to [the king of] Prussia under restrictions he could not accept, and he has refused it."

Am 29. August 1849 drückt Clairmont seine Befriedigung über den für Österreich glücklichen Ausgang der Kämpfe in Ungarn aus. Nur mit Hinblick auf Rußland hat er noch einige Befürchtungen:

"The last question will be whether the Russians will play the traitors' trick or not. I have myself little confidence in that nation, yet the Emperor is I believe an honest man, and foul play at such a moment, with the eyes of all Europe upon him, would be too blackguard. *Nous verrons!*"

Ein Brief aus Wien vom 12. November 1849 sucht die Schwester über die Lage Österreichs weiter zu beruhigen und

läßt Clairmonts Auffassung der Zeitvorgänge, vor allem der inneren Lage, wieder deutlich erkennen:

"You seem to picture yourself a most deplorable state of Austria; I can answer you you are wrong in this respect; the war is now over; all parties have had enough; and although the state of siege is still kept up, they are quite right to do so; the grand impulse for change has been given, and one sees by all that is going on the ministry is in earnest; they are working hard at a total change of system, and they will certainly carry it through; we only require time, and I feel sure that all parties will feel satisfied in the end. It will not be such a change all topsy turvy as the stupid Viennese were aiming at, but it will be a full and complete change, and if it is slow and temperate so much the better!"

## II. Clairmont als Mensch und Lehrer.

### Seine Ansichten über Sprache, Literatur und Erziehung.

Da Clairmonts Stellung an der Wiener Universität und anscheinend auch die am Theresianum mit keinem regulären Gehalt verbunden war und sie ihm nur ein von der jeweiligen Schülerzahl abhängiges Honorar einbrachte, war er bis zu seinem Tode in weitgehendem Maße auf das Erteilen von Privatunterricht angewiesen. Seine Gattin und zeitweise auch die beiden ältesten Töchter wirkten an der 1830 eröffneten Privatschule als Lehrerinnen mit. Auch wurden englische Reisende in einem Reiseführer (*Picture of Vienna containing Historical Sketch and Map*. Witwe and Braumüller, 1839) auf die Möglichkeit, bei ihm deutschen Sprachunterricht zu erhalten, hingewiesen:

English gentlemen or ladies intending to pass some months in Vienna and wishing during their stay to acquire a knowledge of German cannot do better than apply to Professor Clairmont, Wallnerstraße No. 267<sup>1)</sup>."

Bereits 1847 ist seine Gesundheit durch Überarbeitung so angegriffen, daß ihn seine Gattin beschwört, die Stundenzahl trotz des Rückganges der Schülerzahl einzuschränken. Sein Arzt verordnet ihm im Juni 1848 eine erneute Kur in Gastein, zu der er sich aber nicht entschließen kann. Er klagt über die hohen Auslagen, die ihm durch Droschkenfahrten erwachsen. Nach einem Brief vom 22. September 1847<sup>2)</sup> hat er damals auch unter einer seltsamen Konkurrenz zu leiden: "The enormous influx of grooms and servant maids who turn

<sup>1)</sup> R. Glynn Grylls, *Claire Clairmont*, p. 205

<sup>2)</sup> Bisher unveröffentlicht.

English teachers as soon as they come over, has reduced my evening school to about one third of what it used to be."

Durch die politischen Ereignisse von 1848 erscheint dann seine Stellung an der Theresianischen Ritterakademie vortübergehend gefährdet, obwohl das Interesse an der englischen Sprache trotz ihrer rein fakultativen Stellung im Unterrichtsplan sehr groß ist:

"English not being a language of necessity, was not put on the same footing as French and Italian; these latter were obliged to be learnt, but English was left entirely to the option of the student; but such is the fashion and I may say the rage for this language that of the young men forming the 4 law classes scarcely more than 2 or 3 ever chose to omit it. The question now then is, will the reform of transferring the study of law [from the Theresianum] to the University be really carried out? and if so, will the Curator, Count Taaffe, think it eligible to extend the English language to the benefit of the 2 Philosophical classes? In such a case my services at the Theresianum would still be retained."<sup>1)</sup>

An der Universität trat Clairmont seine Tätigkeit als Nachfolger Ferdinand Zierers im Jahre 1840 an. Von 1841—1848 lauten die Ankündigungen im *Taschenbuch der Wiener K. K. Universität* [gedruckt bei den Mechitaristen]: »Englische Sprache und Literatur: Montags, Mittwochs und Freytags, abends von 5—6 Uhr, von Hon. Carl Gaulis Clairmont, nach dessen *Grundlehre der englischen Sprache nach der Interlinear-Methode* (Wien, bey Gerold 1837); nach seiner *Syntaxis der englischen Sprache* (Wien, bey Mösle 1838) und nach dem *Großen Lehrbuch der englischen Sprache* (Wien, bey Gerold 1833). Die englische Sprache wird in diesem Verzeichnis unter den neueren an fünfter Stelle angeführt, nach der italienischen, böhmischen, ungarischen und französischen; auf das Englische folgen dann noch anschließend Neugriechisch und Spanisch. Nach dem Tode Clairmonts wurde 1850 zu seinem Nachfolger berufen: Eduard Labbat de Lambert, »Dr. der Philos., Lehrer der englischen Sprache und Literatur an der K. K. Universität und Professor derselben an der Theresianischen und orientalischen Akademie, beeidigter Dolmetsch des K. K. Landesgerichts«.

Von den Büchern Clairmonts und seiner Gattin sind auf der Wiener Universitätsbibliothek bzw. Staatsbibliothek folgende Ausgaben vorhanden:

<sup>1)</sup> Brief vom 10. Nov. 1848, bisher ungedruckt.



1. *Reine Grundlehre der Englischen Sprache*, die Aussprache nach der ganz neuen tonographischen Methode sehr erleichtert, mit einem ersten Lesebuche, die dazu gehörigen Zeichen, Betonungen und Bindeseichen enthaltend, und nach der Interlinear-Methode bearbeitet, wodurch das Wörterbuch dem Anfänger ganz entbehrlich wird. Von Carl Gaulis Clairmont, auss. öff. Professor der englischen Sprache und Literatur an der K. K. Universität und an der K. K. Theresianischen Ritter-Akademie in Wien. Bei Braumüller und Seidel, Graben, im Hause der ersten österr. Sparkasse 1831 (2. Auflage 1837; 3. Aufl. 1841; 4. Aufl. 1846; 5. Aufl. 1860; 6. Aufl., besorgt von James Lewis, Wien 1861—1868).

2. *Vollständige Englische Sprachlehre*<sup>1)</sup>, die Syntaxis in dreifig Lektionen eingeteilt, durch Beispiele erläutert, von einer stufenweisen Reihe von Übungen mit genauer Betonung der vorkommenden englischen Wörter begleitet, und mit einem separierten Schlüssel versehen, wodurch jeder Schüler seine Fehler ohne Hilfe eines Lehrers selbst ausbessern kann, 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Von Carl Gaulis Clairmont usw. Wien, Braumüller und Seidel 1844. Von der 4. Auflage an bis zu der 12., bei Braumüller im Jahre 1880 ohne Namen und Vorwort eines Herausgebers erschienenen trägt das Buch folgende pompöse Widmung: *To the Most Gracious Majesty Victoria, Queen of Great Britain and Ireland etc. etc. etc. this Grammar of the language spoken by Her Majesty's subjects in all quarters of the habitable world and more widely spread than any dialect hitherto in use among mankind is with her own permission inscribed by Her Majesty's most loyal and devoted servant, Charles Gaulis Clairmont.*

3. *Zweites Lesebuch zur Erlernung der Englischen Sprache*, besonders zum Selbstunterricht geeignet mit einer genauen analytischen deutschen Übersetzung nach der Interlinear-Methode etc., bearbeitet von C. G. C. etc., Wien, Carl Gerold 1833.

4. *Handbuch Englischer Gespräche*. Von C. G. C. etc. Wien 1844. (2. Aufl. 1851, 3. Aufl. 1869).

5. *First Poetical Reading Book in the English Language*, being a progressive collection of the most interesting pieces in verse in the English language; beginning with the simplest poems, adapted to the capacity of children and finishing with some of the sublimest inspirations of Spenser, Shakespeare and Milton; the whole accompanied by a German translation of the most difficult words at the bottom of each page, and preceded by an explanation of English versification and rhyme with an introduction to the different styles of poetry, and remarks on the proper manner of reading it, by Charles Gaulis Clairmont, Pro-

---

<sup>1)</sup> Die erste Auflage trug — wie der Verfasser im Vorwort bemerkt — den Titel: *Syntaxis der Englischen Sprache*.

*fessor Extraordinary of the English Language and Literature at the Impl. and Rl. University and the Impl. and Rl. Academy of Nobles.* (Mit der schon oben angeführten Widmung an Erzherzogin Maria Carolina.) Wien, Braumüller und Seidel 1845. XXXV + 354 S.

6. *Erste Schritte zur Erlernung der Englischen Sprache für Kinder.* Von Antonia Clairmont. Wien 1845.

Hervorhebenswert an der »Reinen Grundlehre« sowohl wie an der »Sprachlehre« ist die für damalige Verhältnisse — vor den phonetischen Erkenntnissen eines Bell, Sievers und Sweet erfolgte — sorgfältige Behandlung der Aussprache. Die wissenschaftliche Trennung zwischen Laut und Buchstabe ist zwar nicht immer konsequent durchgeführt, aber der Verfasser bekämpft aufs heftigste jeden Versuch, ganze englische Wörter durch substituierte deutsche Laute in deutscher Schreibung wiederzugeben.

»Vor allem mache ich den Anfänger aufmerksam«, heißt es in dem Vorwort zu seiner 'Sprachlehre', »daß, um eine reine und gleichförmige Aussprache zu erhalten, er alle Bücher aus seiner Nähe verbannen muß, worin die Orthographie verändert ist, aus der nichtigen Absicht, die Aussprache dem Auge des Fremden anzupassen . . . Entfernt man die Grenzmarken einer Sprache, so zerstört man alle Schutzwehren, welche die Reinheit und Regelmäßigkeit derselben vor ungerufenen, endlosen Verwüstungen bewahren.«

Den Hauptnachdruck legt er auf richtige Betonung; die Qualität der nichtbetonten Vokale müsse durchs Ohr erfaßt werden, da ihre feinen Schattierungen sich nicht aus Büchern erlernen ließen, »Schattierungen, zu deren Ausdruck erst Zeichen erfunden werden müssen«. Wenn ein Schüler erkläre, er könne nicht unterscheiden, ob der unbetonte Vokal in Wörtern wie *behave, defend, recite*, usw. ein *e* oder ein *i* sei, so solle der Lehrer antworten: »Wenn Sie keines von beiden gehört haben, so haben Sie recht gehört; es ist keines von beiden.« Gerade seine Wiener Schüler mußte er natürlich davon abhalten, hier das geschlossene, dem Romanischen ähnliche *i* ihres Heimatdialektes zu brauchen, warnt er sie doch auch besonders davor, das kurze englische *i* zu dehnen!

Dort, wo es ihm ungefährlich dünkt, scheut er gleichwohl nicht den Vergleich mit deutschen, mit spezifisch österreichischen oder italienischen Lauten: »die Endsilbe *-age* klingt wie ein kurzes *i*, das *g* italienisch«; oder er vergleicht den Vokal in Wörtern wie *fall, saw, pause, broad, ought*

mit einem »langen österreichischen *a* wie in [was]«, den in *not, cock, God, blot* mit »kurzem österreichischen *a*«. Stets setzt er aber — um nicht den Eindruck völliger Identität zu erwecken — hinzu: [Aussprache] »nach dem Lehrer«!

Auch begleitet er die Anfängertexte mit einigen übersetzten phonetischen Zeichen und untergesetzten Schleifen zur Markierung von Sprechtakten. Die Haupttonsilben werden vielfach mit Akut versehen, der unbetonte, für das Englische so charakteristische Mittelzungenvokal *ə*, den er »Brustton« nennt, mit einem Kreuz. Stimmhafte Konsonanten erhalten, wo ihm dies für Anfänger besonders nötig erscheint, einen übersetzten Strich. Die Buchstabenkombination *th* wird schon recht treffend definiert als Zeichen für »zwei verschiedene Laute, die beide auf die nämliche Art hervorgebracht werden; das ist mit einem Druck der Zunge unter dem Zahnfleisch der Oberzähne«. Nur eine wissenschaftliche Definition des Stimmtones fehlt noch; er scheidet noch zwischen »weich« (für stimmhaft) und »zischend« (für stimmlos). Auffällig ist, daß für »weiches« *s* ohne Differenzierung als Beispiele gegeben werden: *treasure, pleasure, possess*, was vielleicht auf eine Clairmont noch vertraute Aussprache 'treziə, 'pleziə schließen läßt (analog der noch heute häufigen bei *soldier, nature: souldiə, neitiə*).

Die klare, knappe Formulierung von »Hauptregeln« über die Rechtschreibung mit ihren Lautwerten (zu denen er erst später Ausnahmen anführt) verrät den erfahrenen Sprachpädagogen, obschon der Nachdruck, der auf das feste Memorieren solch abstrahierter Regeln gelegt wird, heute veraltet anmutet. Für sein *Handbuch englischer Gespräche* würde besser der Titel *Englischer Sprachführer* passen, denn es sollen hier, wie der Verfasser in seinem Vorwort darlegt, keine Dialoge »mit kleinen Witzen und beißenden Antworten« gegeben werden, wie dies bis dahin in derartigen Büchern üblich war, sondern »Materialien an Phrasen für Konversation über interessante Gegenstände des täglichen Lebens in England«, wobei die Anordnung im einzelnen schon sehr an die moderner Sprachführer (*Kron, Berlitz, Metoula* usw.) erinnert. Als zusammenhängende Lesestücke empfiehlt Clairmont Anfängern Goldsmith's *Vicar of Wakefield* und Miss Burney's *Evelina* »und einige neuere englische Lustspiele«.

Die kürzeren Stücke seines *Zweiten Lesebuches* erscheinen durchweg dem Geschmack jugendlicher Leser angepaßt. Fabeln

und Szenen aus dem Tierleben — ganz besonderes Leben, Jagd und Zähmung der Elefanten — nehmen den breitesten Raum ein. Über das Leben der Elefanten in Indien gibt er John Corse in den *Asiatic Researches* als Quelle an, doch hat er sich über den Tod eines zahmen Dickhäuters in Exeter Change im Jahre 1827 bei Mr. Cross, dem Besitzer der Menagerie, persönlich Auskunft geholt!

Von größerem Interesse sind noch heute die seiner *Reinen Grundlehre* als Anhang beigegebenen *Outlines of the History of England*. Clairmont nennt sich nicht als Verfasser dieses Abrisses, und es besteht eine gewisse Diskrepanz zwischen der knappen Behandlung der älteren Zeit, die sich ganz nur an jugendliche Leser zu wenden scheint und das Anekdotische bevorzugt, und der sehr ausführlichen, viel sachkundigeren und sich durchweg nur an reifere Leser wendenden Darstellung der Regierungsperiode Georgs IV. und Wilhelms IV. Stilistische Gründe sprechen dafür, daß der erste Teil eine Bearbeitung älterer Vorlagen durch Clairmont darstellt — mit gelegentlicher Anpassung an spezifisch katholische Leserkreise, wie z. B. bei der Schilderung der Religionskämpfe des 17. Jahrhunderts —, während die letzten Abschnitte im wesentlichen von ihm selbst herrühren dürften. Dies wird auch nahegelegt durch die sehr freimütige, seinem Wesen entsprechende Darstellung der Emanzipation der irischen Katholiken und des Wirkens ihres Vorkämpfers Daniel O'Connell (1775—1847)<sup>1)</sup>. Von ihm selbst rührt dann sicher die erst der dritten Auflage von 1841 beigegebene Liste bedeutender Männer der Regierungszeit Georgs IV. her, in der sein Stiefvater William Godwin unter "Novel Writers" an erster Stelle (vor Maria Edgeworth und Walter Scott — Mary Shelley erscheint hier an sechster Stelle unter zwanzig angeführten Namen!) und unter "Historians" an zweiter Stelle (nach Robert Southey) erscheint.

Als Beispiel für seine Darstellungskunst und seine historisch-politischen Sympathien — schließlich auch als Beleg für das Niveau dieses Lesebuches — seien hier folgende Partien aus dem

---

<sup>1)</sup> Man vergleiche auch die Vorliebe für Semikolons in dem unten abgedruckten Passus mit dem gleichen Zug in Clairmonts Briefen — wohl bezeichnend für das lebhafte Temperament des Verfassers. Auf S. IV des Vorwortes sagt er selbst, er habe »die zwei Regierungen von Georg IV. und Wilhelm IV. hinzugefügt«.



Abschnitt über das damalige Irland und die Vorbereitung der Katholikenemanzipation durch O'Connel wiedergegeben:<sup>1)</sup>

“A champion now appeared no less willing than capable of asserting the rights of his oppressed fellow countrymen: this was Mr. O'Connel, a barrister of eminence, who soon became the acknowledged leader of the suffering party; he urged the people to remonstrate, to proclaim their wrongs and to demand full participation in all those salutary institutions which they were taught to expect when they consented to the Union in 1800. At the same time, while he stimulated them to claim equal privileges and equal laws, he repressed outrage, and exhorted them to obtain by legal means what had been denied to remonstrances and entreaties. To effect this purpose, he established a political engine of the most extraordinary power, called the ‘Catholic Association’, the energies of which were wielded with astonishing success. Probably at first, neither the government nor the Association itself was aware of the extent to which its formidable sway might be carried; but it soon extended its correspondence and appointed regular agents for every Roman catholic parish in the kingdom, when, having ascertained the influence it possessed over a vast majority of the Irish people, it proceeded to levy a large revenue under the denomination of a catholic rent, and to usurp the functions both of legislative and executive authority.

Under the grinding evils by which this unhappy country was encompassed, it clung with a species of unerring instinct to its great agitator, who accelerated the first grand measure which opened a prospect of independence to catholic Ireland. Even from the miserable pittance they earned the half-starved peasantry joyfully contributed a portion to remunerate their benefactor for the loss of time and the sacrifice of professional emoluments; and while his power, greater than that which any subject of this empire ever before possessed, was met by scoffs and insults in some quarters, and by alarm and terror in others, he proceeded in his course, flinging back the reproaches of his adversaries, and taunting them as the instruments which raised him to this height. *Recall this power which you have given me*, said he,

<sup>1)</sup> Clairmont, *Reine Grundlehre*, S. 231 ff.

*by the concession of justice to my country, and then I shall sink back into the ranks of the people, and become as inoffensive as the lowest peasant!*

Against the claims of the unfortunate Irish there were many and strong antagonist forces. There was the interest of great families enriched with Irish spoil, who by length of time had acquired a title to the property. There was a tory faction in England, desirous of punishing the Irish people for contributing so effectually to extinguish their privileges and reform the British legislature; nor were they less anxious to uphold in full vigour a church establishment, which has always proved fruitful in advantages to the scions of the aristocracy. Thus the whole empire was kept in a perpetual ferment, to the grievous injury of all classes.....

At this crisis, the Duke of Wellington, who was then prime minister and whose political ascendancy had now reached its zenith, first became aware that, to draw the sword against the Irish or grant them concessions, were the only alternatives that offered. The former of these measures, with at least one third of the nation opposed to it, appeared to be a step wholly incompatible with reason; he therefore declared he was sincerely convinced that the time had arrived when an amicable adjustment of the disputed claims would be accompanied with less danger than any other course that could possibly be suggested, and on this conviction he now resolved to act.

A motion was accordingly brought forward for setting aside catholic disabilities. The basis of the projected measure was the abolition of civil distinctions and the establishment of equal political rights. After a mature and temperate debate, in which it seemed to be fully proved that the exclusion of catholics from the rights of their fellow citizens had been originally adopted to guard against political dangers of a temporary nature which now no longer existed, that it formed no part of the revolution settlement, and also that the coronation oath was never intended to restrain the king from consenting to such alterations as parliament in its wisdom might enact, the bill was at length carried by a triumphant majority in the Commons, and after some resistance in the House of Lords, received its final confirmation in the royal

assent. The only fault in the measure was that it had been gained by agitation and not been generously granted as a boon."

Von seinem *First Poetical Reading Book* sagt Clairmont in seiner deutsch geschriebenen Vorrede, es sei ein »Werk, dem ich alle meine Kräfte und Mühe gewidmet habe«. Auch den heutigen Leser wird es wohl aus geschmacksgeschichtlichen Gründen am meisten interessieren. Eine historisch-chronologische Anordnung der Dichtungen oder eine solche nach Stilgattungen lehnt der Verfasser als für seine Zwecke ungeeignet ab.

»Welcher verständige Deutsche«, meint er, »würde wohl einem Fremden, der gern Goethe, Schiller, Grillparzer, Lenau und die anderen herrlichen Dichter der neueren Zeit kennen lernen möchte, anraten, mit dem Heldenbuch, den Nibelungen, den Minnesängern, oder selbst mit dem guten alten Hans Sachs anzufangen?«

Die Reihenfolge ist darum ausschließlich nach pädagogischen Gesichtspunkten getroffen, d. h. kurze, nach Inhalt und Form besonders für Kinder geeignete, meist anonyme, oft sehr kindliche Verse machen den Anfang, dann folgen leichtere Stücke, zumeist von Romantikern, dann vorwiegend Klassizistisches, und den Abschluß bilden eine ziemlich umfangreiche Auswahl aus Milton (*L'Allegro*, *Il Penseroso*, *Song on May Morning*, *Samson's Lament for the Loss of his Sight* und vier Partien aus *Paradise Lost*), eine wesentlich knappere aus Spenser sowie zwei Abschnitte aus Shakespeare: *Henry IV<sup>th</sup>'s Soliloquy on Sleep* and *Cardinal Wolsey's Lamentation on his Fall*.

Von Klassizisten und Vorromantikern sind im einzelnen vertreten: Dryden mit *A Satirical Sketch of the Whig Leaders in the Time of Charles II* und *Alexander's Feast, or the Power of Music*; Swift mit 7 kürzeren Gedichten: *On a Pen*, *On a Circle*, *On a Corkscrew* usw.; Addison mit *Cato on the Immortality of the Soul*; Pope mit *The Dying Christian to his Soul*, *The Universal Prayer*, *Pastoral to the Memory of Mrs. Tempest* und *Ode on St. Cecilia's Day*; Thomas Parnell mit *The Hermit*; Thomson mit *A Rude Autumn*, *Winter and Human Life*; Young mit zwei Stellen aus den *Night Thoughts*; Gray mit *Ode on a Distant Prospect of Eton College*, *Ode to Adversity*, *Elegy Written on a Country Churchyard*; Collins mit *Ode on the Passions*; Goldsmith mit *The Deserted Village* und Burns mit *John Barleycorn*. Auch von Gay, Cowper, Rogers werden Beispiele geboten.

Von Dichtern der Romantik erscheinen u. a. Wordsworth mit *We are Seven*, *To the Cuckoo*, *The Thorn*, Coleridge mit *Sonnet to a Smile*, Southey mit *The Boy*, *Inchcape Rock*, *Jasper*, *Mary the Maid of the Inn*, *Sonnet to a Brook*. Von Scott wird geboten: *Lochinvar*, *Allen-a-Dale*, *Brignal-Banks*, von Wolfe: *Burial of Sir John Moore*, von Campbell *Hohenlinden*, *Ye Mariners of England*. Ferner sind vertreten die Amerikaner Whittier und Bryant, letzterer mit *The Death of the Flowers* und *The Murdered Traveller*, sodann James Montgomery, Mrs. Hemans, Mary Russell Mitford; Thomas Moore mit *The Last Rose of Summer* und *On Music*, Bowles mit *Sonnet to Time* und Lord Byron mit *My Native Land*, *Good Night*<sup>1)</sup>; *Albanian War Song*<sup>2)</sup>; *Hymn to the Sun*<sup>3)</sup> und *The Coliseum by Moonlight*<sup>4)</sup>. Dagegen erscheint in dieser Anthologie außer Blake, Keats und Landor auch Shelley mit keinem einzigen Gedicht!

In der oben erwähnten Tabelle namhafter Schriftsteller aus der Regierungszeit Georgs IV. fehlen Keats und Landor ebenfalls, Shelley dagegen wird unter Dichtern an 8. Stelle genannt, d. h. nach Scott, Byron, Moore, Wordsworth, Southey, Coleridge und George Crabbe. Auf Shelley folgen noch Leigh Hunt, John Wilson, Laetitia Elizabeth Landon, Felicia Hemans<sup>5)</sup>. Daß die Liste der Dichter nicht chronologisch aufzufassen ist, lehrt die Voranstellung von Byron und Moore vor Wordsworth und Southey. Somit kann diese Zurückstellung Shelleys und sein völliges Fehlen in der obigen Anthologie wohl nur aus persönlicher literarischer Geschmackseinstellung oder Unsicherheit des Urteils gegenüber »Modernem«, aus relativer Unkenntnis der späteren Gedichte oder aus Rücksichtnahme auf das vorherrschende Urteil seiner Zeit zu erklären sein. Vermutlich war das letztgenannte Moment für die Nichtaufnahme in die Anthologie das ausschlaggebende.

Wie Norman Ivey White in seiner gründlichen Untersuchung *The Unextinguished Hearth, Shelley and his Contemporary*

<sup>1)</sup> Aus *Childe Harold's Pilgrimage*, Canto I.

<sup>2)</sup> Aus *Childe Harold's Pilgrimage*, Canto II.

<sup>3)</sup> Aus *Manfred*, 3. Akt, 2. Szene.

<sup>4)</sup> Aus *Manfred*, 3. Akt, 4. Szene.

<sup>5)</sup> Unter der Rubrik "Critics" fehlen Charles Lamb und De Quincey, wogegen Hazlitt genannt wird.



*Critics* (Durham, N. Carolina 1938, Duke University Press) gezeigt hat, war Shelley seinen Zeitgenossen zwar weit besser bekannt, als man später vielfach angenommen hat, aber

“There were three especial dangers almost universally feared by the reviewers — the change to a new poetic expression, political radicalism, and moral and theological radicalism. Shelley alone represented every one”.<sup>1)</sup>

In England selbst mochte man inzwischen weniger empfindlich geworden sein, doch in den katholischen und streng monarchistisch denkenden Kreisen, aus denen die meisten von Clairmonts Wiener Schülern und Schülerinnen stammten, dürfte man eher noch Byron seinen Libertinismus und seine Freundschaft mit italienischen Revolutionären<sup>2)</sup> verziehen haben als Shelley seine prinzipielle Kirchenfeindschaft und seinen Republikanismus. Clairmonts speziell für die Jugend bestimmte Anthologie war einer kaiserlichen Prinzessin und Äbtissin gewidmet und dieses Buch wie auch die Dichterliste erschienen noch unter Metternichs Regierung, deren Polizei ihn einst sogar wegen seiner Beziehungen zu Shelley beinahe aus dem Lande verwiesen hatte! Claire, die Schwester, schrieb — nach 1826 — in ihren *Memoranda*<sup>3)</sup>:

“I belonged to an outcast race; our name was one of utter reprobation; it lived in my heart, but was never in those many long years pronounced by my lips. The most unworthy conduct, the most unworthy principles were attributed to the beings whom I belonged to, and whom I looked upon as sacred; the principles I looked upon as sacred were objects of execration to the rest of mankind; the persons whom I cherished and served were the subjects of scorn and blame whenever they were mentioned. Every quality that can disgrace the human nature was attributed to them; how unjustly, I well knew though none beside did know.”

Daß Clairmont persönlich nicht ganz frei von Ängstlichkeit gegenüber dem Urteil der Eltern seiner jugendlichen Leser war, verraten zudem die Worte der Einleitung:

<sup>1)</sup> White, S. 20—21.

<sup>2)</sup> Metternich selbst schätzte Byron als Dichter, nannte ihn „den glänzendsten Kometen der Poesie der Gegenwart,“ schützte ihn vor seiner eigenen Polizei und ließ sich nach seinem Tode aus Griechenland ein Byron-Andenken besorgen. Vgl. Helene Richter, *Lord Byron, Persönlichkeit und Werk*, Halle 1929, S. 110, Anm. 345.

<sup>3)</sup> *Memoranda kept with Claire's Journals from transcripts made by Roger Ingpen*. Siehe R. Glynn Grylls, *Claire Clairmont* S. 257—58. Vgl. auch ihr russisches Tagebuch, unten S. 97, Eintrag vom 28. Januar 1827.

„Zur Beruhigung der Eltern und Lehrer kann ich hinzufügen, daß nicht eine einzige Zeile aufgenommen worden ist, die für die zarteste Jugend oder das reinste weibliche Ohr unschicklich seyn könnte. Ich habe mich sogar kleinerer Auslassungen schuldig gemacht, obschon ich weiß, daß solche Freiheiten gewöhnlich sehr strenge gerügt werden; aber ich will lieber diesen Tadel als eine Verletzung des Anstandes auf mich nehmen.“

Allerdings dürfte diese Rücksichtnahme auf das Urteil der Zeit nicht auch bei der Einreihung Shelleys erst an 8. Stelle in der Rubrik der Dichter maßgebend gewesen sein, denn der für kaum weniger gefährlich geltende Godwin erscheint unter den Romanschriftstellern an erster und unter den Historikern an zweiter Stelle. Sodann muß das gänzliche Übergehen von Keats und Charles Lamb<sup>1)</sup> anders motiviert werden. Am wahrscheinlichsten ist wohl, daß der Verfasser noch erheblich von dem Geschmack und der kritischen Einstellung des 18. Jahrhunderts beeinflusst wurde und er den ihm so nahe stehenden Shelley noch nicht sicher in die erste Reihe der Dichter einzureihen wagte<sup>2)</sup> trotz aller Beachtung seitens der seine Ideen verdammenden, obschon seinen Genius bewundernden zeitgenössischen Kritik. Clairmont war zudem als Sprachlehrer wohl eher geneigt, sich beim Literaturunterricht für Anfänger mehr an die Tradition zu halten als er dies vielleicht sonst als Kritiker getan hätte. Immerhin bleibt die relative Eingruppierung etwas rätselhaft, zumal wenn man des Urteils der Schwester gedenkt, die in einem Briefe an Mary Shelley vom 1. September 1835 von dem Dichter schreibt:

“His genius extinct, the greatest that was ever known, and the noble system he would have established therewith fallen for many ages to the dust. All this for his ill-advised gentleness.”<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Charles Lamb und seine Schwester Mary hatten die Geschwister Clairmont als Kinder im Godwinschen Hause kennen gelernt. Von Lamb rührt eine sehr spöttische Schilderung ihrer Mutter her, während andererseits Claire und ihr Bruder “couldn’t forget how he (Lamb) had frightened them sharply not to stare at his sister; they had heard there was something odd about her and they wanted to see what it was.” Vgl. R. G. Grylls, C. C., S. 5.

<sup>2)</sup> “The *Alastor* volume, almost devoid of political and religious radicalism, was treated rather badly because Shelley’s imagination and technique were too free for the prevailing modes.” White, *The Unextinguished Hearth*, S. 19.

<sup>3)</sup> Aus dem Privatdruck *Shelley and Mary*, zitiert nach R. Glynn Grylls, C. C., S. 219.

Für die Beurteilung von Clairmonts vermutlicher Einstellung zu Shelleys Naturpoesie ist es vielleicht nicht ganz ohne Bedeutung, festzustellen, daß sein eigenes Naturempfinden das Idyllische entschieden dem Erhabenen vorzog. Die Hochgebirgsnatur der Berge um Gastein bedrückte ihn mehr, als daß sie ihn anzog.

„The scenery,“ heißt es in dem schon oben erwähnten Briefe vom 7. Juni 1848, „though magnificent beyond description, is of a sort to overwhelm one with the severity of its grandeur; it is positively oppressive; look where you will, there is not a smiling spot to cheer and enliven you. The ever and incessantly roaring waterfall, the toppling crags, the soaring pine forests seem to bruise and crash one with their unbearable sublimity. The continued rain too; the overhanging bodies of cloud which seem to check one's respiration; the very peasantry never stir from their huts without an umbrella slung rifle-ways behind them. It is a fine place for an excursion, with a friend to one's taste, but for a stay of weeks it is only productive of the most intolerable melancholy.“

Andrerseits darf man den Einfluß und das Nachwirken einer mehr klassizistischen Geschmacksrichtung bei Clairmont auch nicht überschätzen. So ist beispielsweise seine Auffassung vom Reim im Englischen eher eine romantische. »Unreine Reime« begegnen zwar auch bei Pope, aber die Freude und Lebendigkeit, womit die Abschnitte über den Versbau in Clairmonts Anthologie bei der freien Behandlung des Reimes im Englischen verweilen, muten gar nicht klassizistisch an. Zunächst werden Listen unreiner und doch zulässiger Reime gegeben wie: *theme: fame, changed: avenged, safe: laugh, shoals: fools, sun: upon, full: dull*. Besondere Beachtung verdient hier, daß es nach seiner Darstellung damals noch nicht in England allgemein üblich war, *wind* im Reim mit Diphthong zu sprechen wie gegen Ende des Jahrhunderts und in unseren Tagen; und es liegt darum nahe, anzunehmen, daß Shelley noch in den Schlußversen seiner „Ode to the West wind“ den Vokal von „wind“ im Reim auf „behind“ nicht als Diphthong gesprochen hat. Clairmont drückt sich in der Vorrede zu seiner Anthologie S. XXXIV folgendermaßen aus:

»Findet er (d. h. der Fremde) z. B. *wind* auf *find* gereimt, so darf er deswegen nicht *weind* aussprechen, sondern geradeso wie es in Prosa lauten würde. So ist es auch mit *grove* und *dove*; *move* und *love*, *could* und *blood* und unzähligen anderen.«

Und etwas weiter unten heißt es dann noch:

»Der häufigste Fehler wird aber darin begangen, daß man den kurzen *i*-Laut des *y* in *ei* verwandelt, um den Reim mit einem wirklichen langen *y* hereinzubringen, welches den Laut *ei* hat; z. B.

The supper done, repair thee to *reply*

Clearly and full; — I love not *mystery*.

Diesen Fehler muß man besonders vermeiden, da ihn nur die gemeinsten und ungebildetsten Engländer begehen.«

Abschließend bemerkt Clairmont zu der Reimbehandlung:

»Der Schüler erinnere sich immer der früheren Bemerkung, daß der englische Vers von jener sklavischen Fessel des reinen Reimes, der andere Sprachen unterliegen, frei ist. Ich kann sogar dazu setzen, daß diese Abweichung nicht nur für keinen Mangel angesehen wird, sondern daß es oft sogar für eine Schönheit zu gelten scheint, von der Vollkommenheit des Reimes abzugehen. Es unterbricht die Einförmigkeit wiederkehrender Klänge auf eine angenehme Weise im Ohr, welches, in der Poesie wie in der Musik, zu Zeiten einen Mißton nicht ungern zu vernehmen scheint, damit die echte Harmonie dann um so erfreulicher werde.«<sup>1)</sup>

Clairmonts Ansichten über Erziehung mit ihrem Nachdrucklegen auf "gentility" und "refinement" erscheinen im wesentlichen durch die englische Tradition des 18. Jahrhunderts bestimmt. Sie haben es etwas mehr — aber bei weitem nicht etwa ausschließlich oder auch nur vornehmlich — auf äußere Geltung abgesehen, sind konventioneller als entsprechende Gedanken bei Shelley. Besonders die Art, wie auf das Studium des Griechischen angespielt wird, läßt dies deutlich erkennen. Clairmont schreibt in einem bisher unveröffentlichten Brief an Claire vom 22. September 1847:

"It has ever been the dearest wish of my heart to bestow upon [my children] such mental cultivation and acquirements as, in combination with their relative powers of understanding, shall enable them to appear in the world as what in common phraseology one terms gentlewomen and gentlemen. Thus my two eldest girls, without having neglected the usual elements of genteel education, speak and write three languages correctly and fluently besides a little Italian and are excellent musicians, especially Pauline. With boys, or I should say young men, the sort of

<sup>1)</sup> Man vergleiche hiermit die Einstellung Armin Kroders, des Verfassers von *Shelleys Verskunst* (Erlangen und Leipzig 1903), der dort auf S. XIV die »erbärmliche Qualität seiner Reime« anführt, aber dabei auch spürt, »daß der Dichter sich dieser Mittelmäßigkeit nicht als eines "flaw" seiner Erzeugnisse bewußt war. Die Hauptschuld ist in der Tat der Dichtertradition beizumessen, die in der englischen Literatur so unheilbringend gewirkt hat« (S. 142 f.).



consideration I wish them to attain can hardly be compassed without the classics. It is knowledge of Greek and Latin, or at least the latter, which draws the line between the mechanick and the gentleman, and it is the clue to so much refined feeling."

Eines von Clairmonts Lieblingsbüchern war Kinglake's *Eothen* (erschienen 1844), und er ist glücklich, als sein ältester Sohn den Titel sogleich zu deuten versteht:

"On the first evening of his return, seeing *Eothen* lying on the table, he instantly knew what it meant, and without the least hesitation translated the Greek motto on the title page."

Die beiden Söhne Willy und Charles wurden im Gymnasium der Benediktiner von Melk erzogen; und wir erhalten in dem gleichen Briefe einen kleinen Einblick in die ihnen dort gebotenen Unterhaltungen:

"I should not omit that the boys were allowed last carnival to have a ball, where Charlie figured as one of the *danseuses*, for no young ladies are allowed at the monastery, and I am credibly informed he was the great attraction of all the beaux of the party."

Obwohl Clairmont alle seine Kinder katholisch erziehen ließ, verwarf er doch eine intimere geistliche Führung durch den Klerus<sup>1)</sup>; und er scheint auch ihm recht unsympathische Vertreter dieses Standes kennengelernt zu haben. Als seine Tochter Hermine (Minna) mit 15 Jahren in Weidling der Schwindsucht erlag, schreibt er am 29. Juni 1847:

"Up to the very moment of dissolution she had not the smallest idea of her danger; and I am glad it was so; I would not allow a priest to come near her; can such a spotless being be better prepared for her passage into eternity in the pure state of her own unconscious innocence? Why contaminate her last moments by the vulgar whisperings of these low polluted creatures?"

Da gerade dieser Brief ein besonders deutliches Bild von Clairmont als Mensch und Familienvater gibt, seien noch einige weitere Stellen daraus angeführt. Wir hören, wie nicht weniger als drei Ärzte zu Rate gezogen werden, um die Tochter zu retten; wie sie der besseren Luft wegen dauernd nach dem Weidlinger Grundstück gebracht wird und die

---

<sup>1)</sup> Er selbst blieb bis zuletzt Protestant. Sein ältester Sohn Wilhelm nahm später auf der Englischen Botschaft in Wien das anglikanische Bekenntnis an, und dieser wiederum ließ später seine Kinder lutherisch erziehen. Claire Clairmont dagegen trat später bekanntlich zur römischen Kirche über, und auch Pauline, die mit ihr nach Florenz zog, war und blieb Katholikin strengerer Observanz.

Mutter dort nicht von ihrer Seite weicht, während er selbst mit den ältesten Töchtern in Wien bleibt, um dort zu unterrichten, aber zwei- oder dreimal jede Woche die Kranke besucht. Aus Wien bringt man ihr kleine Geschenke mit, die sie auf einem Tischchen am Fußende ihres Bettes aufbaut. In der ersten Zeit ihres Leidens

"she crept slowly about the charming garden with her mother, resting for hours in the warm shade, even sometimes taking a short stroll out by the back door along the valley."

Später noch, als keine Hoffnung sie zu retten mehr bestand, tröstete sie selbst die Mutter mit Worten wie:

"You will see I shall now quickly get better, and next autumn, I hope you will let me begin giving lessons like Paula and Clärchen that I may also do something to keep poor Papa from working so hard."

Am Ende dieses Briefes gibt der Vater noch folgende Charakterisierung der Verstorbenen und ihrer Schwestern:

"She was frank and sincere almost to a fault, she was gentle, kind-hearted and affectionate. She possessed few talents, that is *des talents* in the French sense, I mean accomplishments, except domestic ones. But if she had no talent for musick, in which Pauline is positively distinguished, if she had none for drawing, in which Clara has one of the most decisive I ever saw, yet she was never more happy than when poring over useful books, and in the endowments of the mind she was equal to any of our children."

Seinen ältesten Sohn hätte Clairmont gern seine klassisch-humanistischen Studien beenden lassen, aber seine Gattin "sets herself so completely against whatever has no immediate practical result that, though not at all convinced, I have yielded, and agreed that two pending years of Philosophy shall be given up. It is now therefore a question of what is to be his ultimate destination. An agricultural life I should approve of all others; it is so tranquil, so healthy, so happy, so honest."

Diese Stelle entstammt dem Briefe vom 22. September 1847, aus dem schon früher zitiert wurde. Den Anlaß hatte das Angebot Claires gebildet, die Kosten für die weitere Erziehung dieses Sohnes selbst zu übernehmen. Seitdem ihr durch testamentarische Bestimmungen Shelleys nach dem Tode von dessen Vater im Jahre 1844 eine Erbschaft von £ 12000 zugefallen war, beginnt sie als fürsorgliche Schwester und Tante eine wichtige Rolle im Leben der Familie Clairmont zu spielen.

### III. Claire Clairmonts Aufenthalt in Rußland.

Nach Aussage des oben erwähnten Berichtes der Wiener Geheimpolizei war Claire am 22. März 1823 nach Rußland weitergereist. Was R. Glynn Grylls des näheren über ihren Moskauer Aufenthalt berichtet, stützt sich im wesentlichen auf Briefe Claires an Mary Shelley, Jane Williams und Trelawny sowie auf Aufzeichnungen im Besitze von Mr. M. Buxton Forman, die dessen Vater Henry Buxton Forman von Claires Nichte Pauline Clairmont erworben hatte. Hiernach wirkte sie zunächst als Gouvernante in der Familie eines Juristen Zachar Nikolaevitch<sup>1)</sup> und seiner Gattin Marie Ivanovna. Trotz ihres eigenen zur Heftigkeit neigenden Temperamentes fallen ihr sowohl an den Eltern wie an deren Kindern John und Dunia vor allem ihre Unbeherrschtheit und Neigung zu "perpetual scenes" auf. Zum Teil möchte sie hierfür die politischen und sozialen Verhältnisse verantwortlich machen: die Verwöhnung durch unfreie Bediente und das Fehlen von Verantwortlichkeit im öffentlichen Leben<sup>2)</sup>. Nach dem Tode Dunias wechselte sie des öfteren ihre Stellung, und in den letzten Jahren weilte sie vorzugsweise bei einer Fürstin Galitzyn und schließlich bei Mme Kaisárov<sup>3)</sup> und deren Tochter Natalie, die sie dann auch 1828 nach Teplitz begleitet. Um diese Zeit hatte sie ihren ursprünglichen Plan, nach Indien zu gehen, aufgegeben.

In Moskau durfte niemand wissen, daß — wie sie einmal von sich schreibt — "The charming Miss Clairmont, the model of good sense, accomplishment and good taste . . . issued from the very den of freethinkers."<sup>4)</sup> Als dennoch einmal eine Miss Frewin, die Claires Mutter, Mrs. Godwin, in London kennengelernt hatte, mit Nachrichten über ihre Vergangenheit nach Moskau zurückkommt, sieht sich sogar ein englischer Freund Claires, der Professor an der Universität und ein späterer Studiengenosse Lockharts war, genötigt, von einer ihr zuvor zgedachten Empfehlung an eine Familie Abstand zu nehmen.

<sup>1)</sup> Der Zuname wird nicht erwähnt, nur Vorname und Patronymikon.

<sup>2)</sup> R. Glynn Grylls, C. C., S. 190.

<sup>3)</sup> Ein Andreas von Kaisárov, geb. 1782 im Gouvernement Moskau, gest. 26. Mai 1813 in Haynau (Schlesien), war Professor an der Universität Dorpat. (*Moniteur des Dates*).

<sup>4)</sup> Ebenda S. 188.

Zu denen, die am meisten Zuneigung für sie bekundeten, zählte ein Deutscher namens Hermann<sup>1)</sup>, über den sie einmal an Jane Williams schreibt:

“What you felt for Shelley, I feel for him. He is like all Germans, very sentimental, a very sweet temper, and uncommonly generous. . . His attachment to me is extreme, but I have taken the greatest care to explain to him that I cannot return it in the same degree.”

Anschließend seien nun hier Teile eines 48 Seiten zu durchschnittlich 34 bis 35 Zeilen umfassenden, von Claire in Rußland geführten Tagebuches aus dem Besitze ihrer Großnichte Frau Alma Crüwell-Clairmont erstmals im Auszug veröffentlicht. Die erhaltenen Partien setzen mit dem 21. Dezember 1826 ein und reichen — mit langen Unterbrechungen — bis zum 6. September 1827. In Abschnitten, die auf Byron und Shelley oder Gestalten aus deren Kreis Bezug nehmen, sind die Eigennamen gesperrt.

Dec. 21<sup>st</sup> (1826).

My Journal had been a long while interrupted, everyday I have put off writing it, tired of having nothing to say and because I was overwhelmed with work. Now I am a little quieter, I am at the Princess Galitzin's<sup>2)</sup> in Dmitrieff's home opposite the Strastnova Monastery on the Tverskoi Boulevard. The Prince and Princess, Helen<sup>3)</sup> and Miss Harriett are all in the country. So I am as quiet as a bird roosting for the night . . .

Dec. 26<sup>th</sup>

Got up early. Miss Weston came to fetch me and I went to church. We came late and sat next Mr. Baxter who was so pious and devout that he looked very severe. He sighed most profoundly . . .

The parson preached against infidelity as is natural on Christmas Day, and Harriet said she was sure it was meant at me. Came home and practised.

---

<sup>1)</sup> Bei Grylls verlesen als “Harmon” (S. 188). Vielleicht handelt es sich um den Vornamen, wie eine Stelle des russischen Tagebuches (s. u.) nahelegt. Daß sich Claire schon früher zu deutscher Literatur und deutschem Wesen hingezogen fühlte, verrät ein Brief Shelleys an sie, wahrscheinlich vom Februar 1821. Siehe R. Ingpen, *Letters of Shelley*, S. 852 f.

<sup>2)</sup> Später wird diese Fürstin Galitzyn (Golicyn) nach diesem Tagebuch von Mme Villeneuve wiederholt “la troppo Bella e troppo Buona” genannt.

<sup>3)</sup> Anscheinend die Tochter der Galitzyns.



Dec. 27<sup>th</sup>

. . . The Prince Alexander and the Count Rastopshin<sup>1)</sup> dined. It was very disagreeable for me. The latter praised Albé<sup>2)</sup> up to the skies and reviled our dearest Shelley — I would not bear this and defended him. — Among other things he said that this paragon of generosity had pensioned Shelley's widow. Oh my God, the lies there are in the world. They all went to the Opera . . . I played the rest of the evening, but I was out of sorts for I am far from well.

Dez. 28<sup>th</sup>

. . . Found a note from M. de Villeneuve. Wrote to beg he would come and dine with us . . . Then dressed for dinner. Mr. Villeneuve dined. I am more and more enchanted with him. He talked the whole time and it was like reading the most entertaining book or seeing a series of pictures. He described the Grecian valleys, mountains and rivers, the Grecian ruins, the dress of men, the women, the characters of all the principal heroes of that reviving country and their actions and Samos and Chios and Hydra and Navarino. Lately a young princess called Mavrogenia<sup>3)</sup> brought up at Vienna has much distinguished herself. The exertions to serve her country have been indefatigable, and she is always armed at the head of her own band of followers. She is only two and twenty and extremely beautiful and many sued for her hand, but she answers: "I will only marry a freeman. Fight and gain your liberty and we will see." After a defeat she came to Mavrokordato to

---

<sup>1)</sup> Wohl ein naher Verwandter des Grafen Fedor Wasiljewitsch Rostoptschin (1765—1826), Generalgouverneurs von Moskau, in dem man den Urheber des Brandes von 1812 gesehen hat. Nach freundlicher Mitteilung Prof. Max Vasmer liegt es nahe, hier an einen Sohn jenes Generalgouverneurs, Andrej, zu denken, der sich mit romantischer Literatur befaßte und mit Dichtern Umgang pflog. Seine Gattin Jevdokija geb. Suschkova, gest. 1858 zu Moskau, war selbst Dichterin. Nicht weniger als 38mal begegnen Motti aus Byron in ihren vier 1857—60 erschienenen Bänden gesammelter Gedichte. Das Motto zu einem zwischen 1838 und 1843 entstandenen Gedicht ist aus Shelleys *Autumn. A Dirge* entnommen.

<sup>2)</sup> Byron.

<sup>3)</sup> Modena Mavrogenia half 1821 den Aufstand unter den Inselgriechen entfachen. Vgl. Pouqueville, *Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands*. Deutsch bearbeitet. 2. Aufl. Leipzig, 1835. 5. Buch, S. 19 f.

beg for arms and supplies —. He began to compliment her on her deeds and her beauty. She cut the conversation short — “No compliment, Mavrocordato, give me the arms and the help I am come to entreat and let me return to the defence of my country.” Happy the country where heroism and virtue seem natural, easy and unaffected as if it were the affair of every day.

Mr. de Villeneuve saw a Grecian woman flying from the Turks — a well lay in her path — she cast a look back and saw her pursuers near — she took the child and threw him in, and then leaped in herself.

Four hundred Greeks rescued the body of their dead chief Marco Bozzaris<sup>1)</sup> from an army of sixteen thousand Turks and carried it off in triumph to Missolonghi where he was buried. Yet the greater part of the Greeks are utterly ignorant of the deeds and actions of their pagan forefathers, and when they behold strangers transported at the sight of Marathon or weep over tombs of their ancient heroes, they ask: “What is the matter?”

He was also at Smirna<sup>2)</sup> and saw there an ancient statue of the founder of that town, an Amazon called Smirna. The Amazons were always believed to have lived on the northern borders of the Black Sea, and Smirna in Russian means gentle<sup>3)</sup>. Everybody was delighted with M. de Villeneuve. I was quite enchanted at a dinner in which not a word of indecent (sic!) was uttered, for it is the first time in a Russian home. His forehead is broad and high and shaded by long flowing locks of dark brown hair, his eyes are steady and piercing and tranquil, his nose long, his cheeks rather sunken, and his mouth and chin smaller in proportion than the upper part of his face. He is tall, very broad-shouldered but otherwise remarkably slightly built. He went away at seven.

---

<sup>1)</sup> Über den Heldentod des Marko Botzaris (1823) vgl. Pouqueville, *Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands*. Deutsch bearbeitet, 2. Aufl. Leipzig, 1835. 7. Buch, S. 240.

<sup>2)</sup> Smyrna.

<sup>3)</sup> Russ. смирный (*smirnyi*) demütig, friedlich, zu мир (*mir*) Frieden. Claires Etymologie ist natürlich eine bloße Kombination; für die Romantikerin bezeichnend ist die Vorstellung von der sanften, sentimentalcn Amazone.

Wednesday, December 29th

I walked home. It snowed or rather sleeted hard. I heard faint sounds of military music in the distance which produced a most striking effect when contrasted with the grey sky charged with snow and the desolate appearance of everything around . . . Dined at Labanoffs. The Prince was out. Our conversation at table was very amusing — we agreed to form a state upon the Turkish model, only that the tables should be turned and the men shut up in harems and kept by the women.

Saturday, January 1<sup>st</sup>, 1827.

The Prince and Princess dined out. I was very unwell and lay down. They came home and went to sleep. I also went to sleep for I was frightened to think I had another year to run like the last . . .

January 2<sup>d</sup>

. . . Then came home and dressed for dinner. Monsieur and Madame de Villeneuve dined. We had a very gay dinner. As for him — he is an apparition in my life which lies stagnant from inactivity, he like a clear rivulet come fresh from the mountains, and liberty runs through our stagnant marsh and enlivens what before was dead.

Monday, January 3<sup>rd</sup>

I got into my sledge and went to Possnikoffs. It was about five in the afternoon — the moon was up and shining with a white light upon the white snow — we went thro' narrow by-streets — the window-shutters of the houses were all shut, the yard-doors likewise, not a soul was to be seen, not even a dog baying the moon or seeking stray morsels among the heaps of rubbish — all seemed at this early hour buried in repose. We gl[id]ed along this scene like ghosts at midnight with the utmost swiftness and silence. Our motion was noiseless. I amused myself very much at Pomikoffs. I thumped all the boys, which they bore with great patience. We jumped up and down on the sofa. — I jogged Johnny's arm as he was drinking his tea; it was spilt over him, and he was furious. The tall Nicola opened his mouth and said: "Oh! My God, Miss Clairmont, how you are funny!"

Tuesday, January 4<sup>th</sup>

... Called upon Madame de Villeneuve. I was beginning to write a note to her husband when in he came. We chatted a long while about Men and Women. I said Sex ought to be abolished — He was of my opinion, she not. They want me to go with them to Greece. — How much I should like it, but I dare not for fear of being a burthen. And yet once more to feel the sweet air of the South, to see its deep blue sky and feel its fervid Sun is indeed a temptation.

Wednesday Jan. 5<sup>th</sup>

... Then we went a-shopping. I called at Lehnhold's and found a letter from Mary. Got into the carriage and read it. There were two lines from Percino<sup>1)</sup>: "My dear Aunt. When will you come over here? I have seen your portrait and want to see you. Yours affectionately . . ." Darling boy! Thank Heaven they are all well. This made me gay the whole day. We went to Levy's Magazine. I read my letter whilst the Princess walked round the shop. — In came a tall man rather common-looking with a blue Carbonaro mantle hanging from his shoulders lined with yellow. He stared at the Princess and then at my letter — its black seal seemed to startle him. Everywhere we turned he turned and could not get on in his speech to the showman for staring. I do not know whether it was my letter or the Princess's beauty which struck him. She as usual was frightened.

Thursday, Jan. 6<sup>th</sup>

... We dined at Kaiseroff's. — Mr. Baxter, Alexis and the Prince Peter Galitzin were also there. The conversation was as usual animated and about Greece. After dinner we attacked Mr. Baxter about his aristocracy. He said equality was a chimera; I said: Certainly it would be so so long as it were believed to be one, but that we had only to alter our faith upon that point, and the result would come of itself. I told him the greatest fault in his character was his hopelessness of anything good. He said he had always been reproached for his sanguine character.

Then I ran home to dress. The Princess related to me the conversation which had taken place at dinner about me. The

---

<sup>1)</sup> Shelleys und Marys Sohn, später Sir Percy Florence Shelley.



Prince Alexander and the Count Rastopchin said my dislike to men was affected, that they were sure I was always falling in love and that either one or the other had only to make love to me for a day or two and I should become *amoureuse folle!* Amiable delightful creatures! I must really take great care of my poor heart lest I should not only fall in love with one but perhaps with both at once . . .

Friday, January 7<sup>th</sup>

Got up early and ran away to breakfast at Kaisaroff's. The moon was shining bright and cold in a clear grey sky — There were fifteen degrees of frost. Breakfasted with Natasha. Mrs. Kaisaroff, like me, is enchanted with Mr. de Villeneuve. — "Where shall we look", said she, "for such a countenance among the Russians!" Then we talked of the weather. — "You may be sure it is excessively cold because the sun shines." — My God, what a country where the sign of severe cold is sunshine and where one sees its rays without feeling them . . .

. . . Then talked with the Prince about Mr. de Villeneuve's journal. — He does not think much of it. — As far as I can judge there is not much erudition, but a feeling of enthusiasm for liberty and in general for the beautiful predominates through the whole, and the display of this feeling, when natural, is always agreeable . . .

Saturday, January 8<sup>th</sup>

Got up late and ran off to Kaisaroff's. The moon was up quite round and still no troop of clouds attendant. All alone in the blue vault of heaven she looked as solitary as our sledge, which slid over the white floor of snow, and no other stirring thing was to be seen. Breakfasted with Natasha. We were very happy as usual — happy living things; every trifle amuses us for life runs over in our veins . . .

I told Mr. de Villeneuve what I thought of his journal — that there was too much love in it. — He offered me some verses which he had written for me. — I knocked them out of his hand and would not read them for I am tired of learning that I am charming . . .

Dressed for dinner. The Princess Alexy and her husband, the Prince Alexander and Mr. R. dined. It was a most tiresome dinner. The conversation as is usual in Russia turned upon love, for it is the only subject upon which they can speak their minds,

and they make use of their freedom until it becomes licence. The men talked the usual nonsense about infidelity being unpardonable in women but very pardonable in men. After dinner Mr. de Villeneuve came. He presented some verses to the Princess. They played at cards. She went to the theatre, and I sat and talked with him an hour. — How different the conversation! We talked of the necessity of Women's being free that Man may walk, unencumbered by his fair clog, more freely towards a noble destiny — then upon religion. — He is a materialist — a conclusion which would seem impossible to so ardent a mind as his seems to be. — How believe a heavy lumpy substance like our body can produce such a thing as thought which is without limit or form. — At any rate they ought to keep to their own reasoning of cause and effect. I never heard yet of an effect of totally different nature to its cause.

Thursday, Jan. 11<sup>th</sup>

The cold was excessive. We talked upon that subject. It struck us as very strange the Russians should believe in a hell of fire and flame which must rather be a temptation than a scarecrow to poor wretches shivering with bitter cold — a hell of ice and snow and the bitter blasts they produce would be ten thousand times more frightful — but the flames and fire with which Hell is adorned stamp that place as an imagination of the South where heat and burning are the torments of the inhabitants . . .

Friday, January 28<sup>th</sup>

Got up early. Gave my lesson at Kaisaroff's and at Possnikoff's. — Then home and gave Lenska a lesson. — The Princess told me she intended to set out for Petersburg to-morrow — everything was in a bustle packing up.

I read Medwin's book upon Lord Byron. — My God, what lies that book contains! Poor Shelley is made to play quite a secondary part, and I particularly admire the patronizing tone which L.B. assumed, the more so when I recalled how he sneered at his talents at Geneva and thought him quite a dabbler in verses. This death-bed scene as related by Fletcher is quite proper and edifying, but one does not know

how to settle his extreme tenderness for the Guiccioli in the first half of the work with his utter forgetfulness of her when dying except indeed that at that awful moment nothing less legitimate than a wife and a daughter born in lawful wedlock could enter the mind of a man who respected the world's prejudices so much as he did. What is very droll, is that Fletcher who declared publicly that he talked of nothing but his wife and child, declared to Mary privately that he talked of me and seemed uneasy at my fate and anxious if possible to repair it<sup>1</sup>). But this I always thought was a lie, invented by the tenderness of Fletcher's heart. — I knew the man too well to suspect he was ever sorry for the mischief he had done me. He planned that mischief in cold blood, executed it in cold blood and rejoiced at it in cold blood.

We dined very late. — The Prince Alexander was there. — As usual, the character of their eldest brother Peter fell under animadversion . . .

When I was in bed, I wept a great deal because my reading of to-day had brought back Shelley vividly to my mind. — It is cruel to think how his merit was lost upon the world, how that impostor Byron was admired for his imposture, how tenderly they relate of him that he declared he could not leave his monkeys behind because strangers could not take care of them, whilst he left his daughter to the care of ignorant bigoted mercenaries and let her die for want of care. How mean and detestable is the world — even those who knew this licked his hand and soothed him with soft words of praise because he had the world's voice with him.

Saturday, January 29<sup>th</sup>

. . . I was excessively unwell. The pain in my chest was intolerable.

---

<sup>1</sup>) Mary Shelley schreibt selbst hierüber in einem Brief an E. J. Trelawny vom 28. Juli 1824: "Fletcher I expect to call on me when he returns from Nottingham. From a few words he imprudently let fall, it would seem that his Lord spoke of Clare in his last moments, and of his wish to do something for her, at a time when his mind, vascillating between consciousness and delirium, would not permit him to do anything. Did Fletcher mention this to you?" S. *Letters of E. J. Trelawny*, ed. by H. B. Forman, London 1910, S. 86, Anm.

Sunday, January 30<sup>th</sup>

I was excessively unwell. I stayed in bed and wrote to Hermann and arranged various papers . . . walked to Kaisaroff's. I was so weak I could scarce go.

Found Mr. Baxter, Bolivanoff<sup>1)</sup> and Mr. Ichebaiff (?) there. — After dinner I and Mr. Baxter as usual had a long dispute. He said Schlegel had proved that no nation could civilize itself, that civilization had penetrated from country to country in a direct line from the East. How the first country had received it, no one knew, but he supposed from God. I saw very well at what he was tending to prove; that God had delivered civilization to the nations on the Mount Sinai. I maintained that it was man's natural tendency to become civilized. He said I could not bring a single proof of a nation's making a single step towards civilization without having received it from some people more advanced than itself. I said I did not know what he meant by a single step in civilization. Were not the Britons to a certain degree civilized when they were found by Julius Caesar? They had fortified towers, they had a rude kind of chariot and they had a rude kind of warfare; they had a religion of their own. I considered them as as civilized as the Hebrews under Moses from whom he pretended we had all received our civilization; and yet certainly they had had no intercourse with any other nation. This he denied and raked up an old story of the Phoenicians visiting Thule and further protested that no nation could be called civilized who did not know how to write and read, which the Hebrews certainly did, and that in proof of his theory: ask whatever savage of whatever country you chose where his fathers came from, he would always point to the East etc. etc. I shall write to Hermann on this subject . . .

I was very ill myself. I had such a pain in my chest with talking to Mr. Baxter that I soon after went to bed quite worn out. I have moved to-day to Kaisaroff's. They are extremely kind.

Wednesday, Feb. 2<sup>d</sup>

. . . . .

[Tu] proverai siccome sa di sale  
Lo pane altrui e come è dure calle  
Lo scendere e 'l salir per l'altrui scale.

---

<sup>1)</sup> Für Polivanov?



How true! Little did I think when I wrote these lines some years ago in my Journal book at Florence that I should feel their bitterness to the quick. None can know like me what it is to mount daily a stranger's stairs and to feel with every step that a solitary room and faces filled with strange indifference await us. The world is closed in silence to me. It is four years that I have lived among strangers. The voices that spoke to my youth, the faces that were then around me, are almost forgotten; and not to be able to remember them augments what I feel. — The last consolation is torn away ...

#### IV. Claire Clairmont in späteren Jahren.

Im Jahre 1828 hatte Claire Mme. Kaisaroff und deren Tochter Natalie von Moskau nach Teplitz begleitet. Aus erhaltenen Briefen Mary Shelleys und E. J. Trelawnys geht alsdann hervor, daß sie 1829—1830 nach einem kurzen Aufenthalt in England Dresden und Karlsbad <sup>1)</sup> besuchte, anscheinend wieder als Begleiterin der Kaisaroffs. Im Winter 1830—1831 weilt sie in Nizza <sup>2)</sup>; und am 29. Juni 1831 schreibt Trelawny an Mary Shelley:

“Clare remained in Florence about ten days; some sudden death of a relation of the family she resides with recalled them to Russia. I saw her three or four times. She was very miserable, and looked so pale, thin and haggard. The people she lived with were bigots and treated her very badly. . . . Her spirits are broken, and she looks fifty <sup>3)</sup>.”

Aus dieser Briefstelle geht nicht klar hervor, ob Claire mit jener Familie vorübergehend nach Rußland zurückkehrte. Jedenfalls war sie bald darauf wieder als Erzieherin in Florenz tätig, im Hause von Bartolomeo Cini, dem Schwiegersohn ihrer alten Pisaner Freundin Lady Mountcashel (Mrs. Mason). Es folgen dann in Paris und daheim in England verbrachte Jahre, während deren sie bis 1844 wieder vorwiegend durch Erteilen von Privatstunden ihren Lebensunterhalt verdienen muß. Nachdem sie dann die erwähnte Erbschaft angetreten, gewährte sie anscheinend oft und gern ihren Wiener Verwandten finanzielle Hilfe, aber das Verhältnis zu ihnen blieb doch auch nicht frei von Spannungen und Trübungen, wie sie für ihr

<sup>1)</sup> *Letters of Edward John Trelawny*, ed. by H. Buxton Forman, O. U. P., London 1910, S. 118.

<sup>2)</sup> Ebenda, S. 137—138.

<sup>3)</sup> Ebenda, S. 166.

Zusammenleben mit den Shelleys so bezeichnend gewesen waren. Mary gegenüber zeigt sie sich weiterhin oft gereizt, ja mitunter ein wenig herausfordernd. Obwohl sie jetzt von der Überlastung mit Privatstunden und von einem in sozialer Hinsicht wenig befriedigenden Gouvernantenschicksal befreit war, hat diese Empfindlichkeit gegen die Stiefschwester, deren Sohn begüterter Baronet geworden war, sogar noch zugenommen. Mary macht ihr zuviel Kompromisse mit der Gesellschaft<sup>1)</sup>. Ohne das Wort selbst zu brauchen, erhebt sie gegen sie den Vorwurf des Snobismus, wobei jedoch ihr eigenes Verhalten eine Überempfindlichkeit gegenüber auch nur eingebildeter Geringschätzung verrät.

Bei einem Besuche in England waren Willy und Clari, Kinder ihres Bruders, auch zu den Shelleys nach Field Place eingeladen worden. Aber Claire ist nicht erfreut darüber.

"I cannot imagine what you want to see these two children for," schreibt sie an Mary, "and I am afraid of their not pleasing, and incurring the criticisms of your superfine wit. And poor dears, they have to earn their own livelihood — and are such well-disposed young people that it would be a pity to turn them from the right path and make them miserable for life, which often happens when poor people frequent the society of the rich."

Zuletzt fügt sie noch die Bemerkung hinzu "Our clothes are shabby, that I warn you of"<sup>2)</sup>.

Doch der Nichte Clari gefiel es offenbar sehr gut im Hause der Shelleys, zumal sie dort Alexander Andrew Knox<sup>3)</sup> kennen lernte, einen Jugendfreund von Percy Florence, der

---

<sup>1)</sup> Dieser Vorwurf ist allerdings Mary Shelley auch von anderer Seite gemacht worden. Trelawny nennt sie in einem Briefe an Claire vom 3. April 1870 "the most conventional slave I ever met." (*Letters of J. E. Trelawny*, ed. by H. B. Forman, London 1910, S. 229). — Schon am 30. Nov. 1835, also noch zu ihren Lebzeiten hatte Trelawny an Claire geschrieben: "Her [Mary's] disease grows upon her with years — I mean her pining after distinction and the distinguished of fortune. *Massingham, The Friend of Shelley*, London, 1930, S. 201.

<sup>2)</sup> Zitiert bei G. Grylls, S. 210.

<sup>3)</sup> Über Alexander Andrew Knox (1818—1891) s. den Artikel in *DNB*. Hiernach schrieb er 1846—1860 Leitartikel für die *Times*, deren Stab er angehörte. Darnach bekleidete er die Stellung eines "police magistrate". Er war mit Kinglake, Charles Kingsley, der Blumenmalerin Marianne North, mit dem Physiker Faraday sowie dem Raja Brooke von Sarawak eng befreundet. Nach Claris Tod (1855) heiratete er 1857 in zweiter Ehe Susan Armstrong.

mit diesem die Universität Cambridge besucht und 1840 mit ihm und mit Mary Shelley eine Reise nach der Schweiz und Oberitalien unternommen hatte. Clari und Knox scheint sehr bald eine heftige Liebe zueinander ergriffen zu haben; Claire aber war, sei es aus Eifersucht, sei es aus Verantwortungsgefühl, gegen eine rasche Verbindung. Darum verkehrten nun die jungen Leute heimlich weiter miteinander und ließen sich am 16. 6. 1849 ohne Wissen Claires, aber mit Wissen Mary Shelleys trauen. Dieses Ereignis führte nun zum völligen Bruch nicht nur zwischen Tante und Nichte und deren Gatten, sondern auch zwischen Claire und Mary Shelley. Claire schleuderte in ihrem Zorn Worte gegen Mary heraus, die diese und ihr Sohn ihr nicht verziehen haben<sup>1)</sup>.

Der tragische Zwist zwischen Claire und der Familie Shelley war wohl einer der Gründe dafür, daß sie in ihrem späteren Leben, insbesondere ihren Neffen und Nichten gegenüber, nur wenig und selten von Shelley zu sprechen pflegte. Aus an sie adressierten Briefen zu schließen, lebte Claire 1855 noch in England; 1862 dagegen, als Wilhelm Clairmont von Sidney aus über Italien nach Wien zurückkehrt, finden wir Claire wieder in Florenz, wo er sie aufsucht<sup>2)</sup>. Pauline Clairmont war mit dem Bruder Weihnachten 1852 auf einem kleinen holländischen Segelboot von England nach Sidney gefahren, wo sie im Mai 1853 anlangten, aber schon 1857 zu ihrer Mutter zurückgekehrt, die dann auch während ihrer letzten Krankheit von ihr gepflegt wurde. Antonia Clairmont starb in ihrem eigenen Haus in Baden bei Wien am 29. November 1868.

Nachdem Wilhelm Clairmont geheiratet und sich im Banát niedergelassen hatte, besuchte er Claire abermals in Florenz im Winter 1868—1869, und wurde dort von ihr während eines Malariaanfalles betreut.

“She likes you all very much already,” schreibt er von da an seine junge Frau am 3. Februar 1869, “and says she will come to see us next summer..... I know Aunt would be very much disappointed with the Banat and would find it nasty and get ill and be discontented, for she makes a great many pretensions and has a great many whims —

---

<sup>1)</sup> Nach Mitteilung von Frau Alma Crüwell auf Grund unveröffentlichter Briefe.

<sup>2)</sup> Mitteilung von Frau Alma Crüwell.

although she herself has no idea of it and believes herself to be the most unpretentious person in the world." <sup>1)</sup>

Ein paar Tage zuvor, in zwei bisher unveröffentlichten Briefen vom 30. Januar und 1. Februar 1869 hatte er seiner Familie folgende Schilderung von seiner Tante und ihrer Behausung gegeben: "I found Claire waiting for me; she greeted me very affectionately and we then went to supper. Claire has hardly altered at all since I saw her last; she looks well and is well . . . [she] lives in the Palace Orsini of which she has hired *einen hinteren Trakt* — a narrow winding staircase leads up to it from a small courtyard and out into the garden. All the doors to and from it are concealed — *so wie Tapetentüren*. It evidently was in olden times a secret entrance to the palace, for admission partly of servants, but also I think of the lovers of the ladies. — My room is what is generally the drawing-room. It is large and with a nice view over the garden and part of the town — but the rooms are wretchedly cold. I always wear my coat — *wenn auch ein Feuer im Kamin ist, bleibt es doch so kalt, daß man immer den Hauch sieht*. There is a house-keeper and two young ladies with Aunt Claire. One is Miss Miller, a German, who was with Mrs. and Mr. Pulsky, and one English lady, Miss Moulson. This latter is young, and good-looking and very coquette, but not in a designing way, quite innocently."

Verkehr wird auch damals noch mit der Familie Cini unterhalten, ferner mit einer Mrs. Walters, einem Franzosen namens Ray und "two elderly Miss Horners, who were writing a book on the *Kunstschatze* of Florence."

Recht anschaulich ist sodann die Schilderung, die eine Schwägerin Wilhelm Clairmonts, die damals 24jährige Caroline Pichler, genannt Alma <sup>2)</sup>, von einem Besuch bei ihrer Tante gibt. Der Brief ist ein Jahr später, am 3. April 1870, datiert.

»[Wir] gingen 1 Uhr langsam in Via Valfonda 83, nachdem wir früh unsere Karten mit Willy's Brieferl abgegeben. Im Palazzo Orsini auf einer kleinen hellen Stiege gelangten

<sup>1)</sup> Diese Briefstelle ist ohne Datum abgedruckt bei G. Grylls, C. C., S. 212.

<sup>2)</sup> Es sind als Manuskript gedruckte, nur für die Familie bestimmte Briefe: *Zur freundlichen Erinnerung an Alma, geb. 23. Juli 1843, gest. 23. April 1870*. Im Besitz von Frau Alma Crüwell.



wir in Aunt Claire's nette kleine Wohnung. In den Salon mit Aussicht zum Bahnhof gewiesen, der einfach mit kleinen netten Sitzmöbeln meubliert, erwarteten wir Aunt Claire, die auch gleich erschien und uns so freundlich als nur möglich willkommen hieß. Sie ist eine kleine, distinguierte, echt englische Dame mit weißen Locken, führte uns in ihr kleines Schlafzimmer und ließ uns gleich ablegen, da wir zum Essen oder Lunch bleiben sollten.

Als wir uns im Salon niederließen und sie das Kaminfeuer anblies, erkundigte sie sich angelegentlichst nach ihren Angehörigen und sie sagte, sie sei böse auf Plin<sup>1)</sup>, daß sie so lange nicht käme, und müßte zu Euch, da Ihr zu unvernünftig und immer wieder krank würdet. Um halb zwei Uhr gingen wir zu Tisch. Mrs. Jones, die Haushälterin, begrüßte uns, und gleich darauf erschien Miss Moulson, eine ideale, elegante, nette kleine Engländerin mit langen, blonden Locken, mit blauem Band und elegantem schwarzen Schleppkleide. Sie begrüßte uns äußerst freundlich, und wir setzten uns in folgender Ordnung: Aunt Claire zwischen Mrs. Jones und Miss Moulson, und wir vis-à-vis von ihr. Wir hatten Reissuppe, Huhn mit Carfiol, Kartoffeln und Schweinefleisch, Pastete mit ?, Eingesottenes und *cakes*, Orangen und Äpfel. Miss Moulson sprach *lively* und nett, Aunt Claire ruhig und gute Lehren gebend und M[r]s. Jones machte die Honneurs. Nach Tisch zeigte uns Aunt Claire Plins kleines, freundliches Zimmerchen und führte uns zuletzt in Miss Moulsons nettes Boudoir, wo mehrere gute Ölbilder von ihr hängen und sie uns auf dem Klavier etwas vorspielte; sie ist ein reizendes, talentiertes Geschöpf. Aunt Claire und Mutter zogen sich zurück, Miss Moulson zeigte mir mehrere ihrer Studien, und um 4 Uhr wanderten wir mit Mrs. Jones durch die Stadt zum Giardino Pubblico, sahen die Prinzess Humbert und gingen den großen Garten mit schönen Aussichten durch.«

Am 4. April weilen die Gäste abermals bei Aunt Claire — »die Conversation war englisch und meist über die Familie« —, und abends wird bei ihr musiziert. Alma singt *Voi chi sapete* von Mozart, *Der Wanderer* von Schubert und *Altösterreich* von Händl; Miss Moulson trägt »ein Lied« vor; »sie ist ein

---

<sup>1)</sup> So wurde Pauline Clairmont in der Familie genannt.

sehr natürliches, feines und zartes Geschöpf!«. »Um zehn Uhr *at home*.«

Daß bei diesem Familienbesuche nicht von Shelley oder Byron die Rede war, ist nicht weiter erstaunlich. Eher könnte es auffallen, daß die Schreiberin dieser Reisebriefe beim erstmaligen Besuche Pisas und Livornos, die ziemlich eingehend geschildert werden, und bei einer Erwähnung der Pyramide des Cestius in Rom Shelleys mit keinem Worte gedenkt. Von dem Haushalt Claires in der Via Valfonda erfahren wir noch einiges aus den Tagebüchern Pauline Clairmonts.<sup>1)</sup> Ziemlich häufig wird da ein Amerikaner, E. W. Silsbee aus Massachusetts, genannt. Er hat längere Zeit bei Claire gewohnt und sie auch, wenn sie auf dem Lande weilte, dort besucht. Pauline hebt seinen "fine intellect" und seine "sensitivity" hervor. Gleichwohl hatte er ein "sailor life" hinter sich, und es scheint, als ob er durch Trelawny zu Claire gekommen war, nachdem er sich vergeblich um die Hand einer seiner Töchter<sup>2)</sup> beworben hatte. Wie er in seiner Einleitung zu dem *Journal of Edward Ellerker Williams* (London 1902) bemerkt, war Edward Garnett diesem Silsbee einst begegnet. Er berichtet dort über ihn (S. 11 Anm.):

"(he) was a most remarkable man; much such an one as Trelawny might have been if Trelawny would have been made amiable and gracious without parting with any of his native force. He had travelled far and thought much. A grizzled, weatherbeaten veteran of fine physique, his discourse was mainly of poetry and art, on both of which he would utter deeper sayings than are often to be found in print. He was the most enthusiastic critic of Shelley the present writer has known, but also the most acute and discriminating."

Es ist möglich, daß wir in diesem Mr. Silsbee jenen Gewährsmann von Henry James für seine *Aspern Papers* zu sehen haben. James sagt in der Vorrede zu seiner Novelle:

"This gentleman, an American of long ago, an ardent Shelleyite, a singularly marked figure and himself in the highest degree a subject for a free sketch — I had known him a little, but there is not a reflected glint of him in the *Aspern Papers* — was named to me as having made interest with Miss Clairmont to be accepted as a lodger on the calculation that she would have Shelley documents for which, in the possibly not

<sup>1)</sup> Im Besitz ihrer Nichte, Frau Alma Crüwell.

<sup>2)</sup> Offenbar Letitia, die Tochter Trelawnys und Lady Gorings, die dann 1882 Lieut.-Col. Call heiratete. Siehe H. J. Massingham, *The Friend of Shelley*, S. 283.

remote event of her death, he would thus enjoy priority of chance to treat with her representatives. He had at any rate . . . become, on earnest Shelley grounds, her yearning, though also her highly diplomatic pensionnaire — but without gathering, a was to befall, the fruit of his design.”<sup>1)</sup>

Für die Identität dieses Amerikaners mit Silsbee würden dessen Bemühungen um Papiere aus dem Nachlaß Claires sprechen. Etwa vier Monate nach Claires Tod findet sich folgender Eintrag in Pauline Clairmonts Tagebuch:

“July 31, 1879. S[silsbee]<sup>2)</sup> wrote to say he could not give the price that I asked for the letters and begged to withdraw from the contest.”

Statt seiner erwarb ein Mr. Newman diese Briefe, der offenbar im Auftrag H. Buxton Formans den Kauf abschloß. Silsbee scheint etwa gleichaltrig mit Pauline gewesen zu sein, und wir hören von ihr, daß er ihr einmal aus Hamlet, ein anderes Mal etwas von Shelley vorlas.

Sodann erscheint bereits im Jahre 1870 ein Mr. Graham in Paulinens Tagebuch. Einmal heißt es da:

“Then Mr. Graham came and looked very sentimental — And Miss May [Moulson] thinks he came to flirt with her. Why did he not come before; he has been staying more than a year and a half in the same house with her! O female vanity!”

Auch eine Mrs. Graham wird erwähnt, und Pauline besucht einmal einen Ball bei den Grahams. Als Mrs. Graham später einen Italiener namens Matteini heiratet, ruft Pauline aus “poor Harry!” Schon wegen dieses Vornamens, vor allem aber weil William Graham, der Verfasser von *Last Links with Byron, Shelley and Keats* angibt, erst im Frühjahr 1878 Claire besucht und kennengelernt zu haben, können beide nicht miteinander identisch sein; dagegen liegt es nahe anzunehmen, daß William Graham als ein Verwandter des erstgenannten und durch dessen Vermittlung bei Claire Zutritt fand. William Grahams Besuch wird in Paulines Tagebuch nicht erwähnt, was jedoch ohne besondere Bedeutung ist, da auch Claire selten genannt wird und die Einträge sehr persönlicher Natur sind.

Um 1871 trug sich Claire noch mit dem Gedanken, zu der Familie ihres Neffen Wilhelm Clairmont nach Österreich-

<sup>1)</sup> Vgl. Henry James, *The Aspern Papers* (1888), Preface, pp. VII, IX.

<sup>2)</sup> Der Name Silsbee erscheint ausgeschrieben in einem anderen, diesen Handel betreffenden Brief vom 30. Juli 1879.

Ungarn zu ziehen. Im Herbst 1871 kaufte sie — auf Grund der einst von Shelley erhaltenen Erbschaft — ein Gut Nikolaihof zwischen Marburg und Pettau nahe der Drau, wo sie Mitte September jenes Jahres zur Besichtigung eintraf. Lage und Klima des Ortes sagten ihr aber so wenig zu, daß sie schon am 9. Oktober, von Rheumatismus geplagt, nach Triest wieder »entfloh«. Während ihres dortigen Aufenthaltes unterhielt sie regen Verkehr mit dem anglikanischen Geistlichen, Rev. Tucker<sup>1)</sup>, und seiner Familie. In ihren letzten Jahren bis zu ihrem Tod hatte sie dann ihren Wohnsitz wieder in Florenz, und zwar zuletzt 43, Via Romana, also nicht weit von der Casa Guidi, in der 1861 Elizabeth Barrett Browning ihr Leben beschlossen hatte.

Unsicher ist, um welche Zeit Claires Übertritt zur römischen Kirche erfolgt ist. Jedenfalls muß er vor dem 15. November 1875 stattgefunden haben, da E. J. Trelawny unter diesem Datum an Claire schreibt: "No one is infallible but your Pope." Auch William Graham spielt auf Äußerungen Claires, auf Kruzifixe in ihrem Heim und auf ihren "pet priest" an im Rückblick auf seinen Besuch bei ihr im Frühjahr 1878; und in Paulinens Tagebuch findet sich unter dem 31. Dezember 1878 der Eintrag: "Father Weld came and wants Aunt to have the communion and she won't." Sonst berichtet die Verfasserin häufig, daß sie selbst "went to Mass and communion," aber niemals mit Claire. Hieraus kann man natürlich nicht schließen, daß diese selbst nicht zur Messe ging; nur wenn beide zusammen gegangen wären, hätte Pauline dies wohl erwähnt. Beide Frauen scheinen sich überhaupt innerlich ziemlich fern gestanden zu haben. Obwohl Pauline Clairmont sehr viel las und darüber Aufzeichnungen hinterließ, berichtet sie nirgends von einem literarischen Gespräch mit ihrer Tante oder von Äußerungen derselben über Shelley und Byron.

Aufschlußreich über Claires religiöse Auffassung in ihrer letzten Zeit ist ein Brief an Trelawny, mit dem sie auch weiter freundschaftlich korrespondierte, der aber persönlich Agnostiker blieb:

"My own firm conviction after years and years of reflection is that our Home is beyond the Stars, not beneath them. Life is only

---

<sup>1)</sup> Nach Mitteilung von Frau Alma Crüwell, die einen Sohn Tuckers noch kannte.



the Prologue to an Eternal Drama as a Cathedral is the vestibule of Heaven" <sup>1)</sup>).

Gleichfalls in der letzten Zeit ihres Lebens plante sie auch ein Buch

"to illustrate from the lives of Shelley and Byron the dangers and evils resulting from erroneous opinions on the relations of the sexes <sup>2)</sup>).

Trotz dieses Wandels der Auffassung blieb sie — wovon auch ihre letzte Verfügung an ihre Nichte zeugen sollte — dem Andenken Shelleys treu und nie dachte sie gering von den Motiven, die einst ihn oder ihren Stiefvater Godwin in ihrem Idealismus beseelt hatten. —

"Our upbringing," sagte sie, "unfitted us entirely for intercourse with vicious characters . . . Nothing could be more refined and amiable than the doctrines instilled in us, only they were utterly erroneous <sup>3)</sup>).

Daß sie mitunter so etwas wie einen inneren Frieden zu spüren begonnen, davon zeugt eine Stelle in einem Briefe an Bartolomeo Cini, den sie drei Jahre vor ihrem Tode schrieb:

"I find a great consolation in how many distinguished and excellent and virtuous friends I have had. *Nudrirmi di memorie più che di speme* is my daily occupation. And in this way I banish from old age that stupid Melancholy which generally accompanies that stage of life <sup>4)</sup>).

Das äußere Zusammenleben mit ihrer — gleichfalls sehr temperamentvoll angelegten — Nichte gestaltete sich freilich auch in der letzten Zeit mitunter recht stürmisch. Zeitweilig erfolgte eine Trennung. Pauline Clairmonts Tagebucheintrag über den Tod ihrer Tante <sup>5)</sup> am Mittwoch, den 19. März 1879 lautet:

"This morning poor Aunt died at about ten — calmly without agony, without consciousness — as she had predicted herself, she went out like a candle. — As I closed her eyes, I thought to myself that I

<sup>1)</sup> Zitiert ohne Angabe des Datums bei R. Glynn Grylls, C. C. S. 213.

<sup>2)</sup> Ebenda; ferner siehe R. Ingpen, *Letters of Shelley*, London 1912 S. XV. Ingpen sagt dort auch, Claire "made a translation of *Faust*." Diese sowie ihr Roman *The Idiot* und eine in Rußland geschriebene Erzählung *The Pole* sind noch unveröffentlicht. Das MS. von beiden befindet sich wohl im Besitz von Mr. M. Buxton Forman, dessen Vater einen Teil von Claires Nachlaß von Pauline Clairmont käuflich erworben hatte. Auch Shelley erwähnt schon Übersetzungen Claires aus Goethe. Vgl. Ingpen, *Letters of Shelley* S. 948, 950.

<sup>3)</sup> Grylls, C. C., S. 86

<sup>4)</sup> Grylls, C. C., S. 214.

<sup>5)</sup> Claire starb im Alter von 81 Jahren, nicht 91, wie es bei R. G. Grylls S. 215 infolge eines Versehens heißt.

pardoned her all the mischief, the trouble, the grief she had caused me from my heart. — I bear her no rancour. — It is past. — Let the dead rest in peace if they can. Let there be Peace. — She was buried as she desired with Shelley's little shawl at the cemetery of the Antella."

### V. Charakteristik Charles und Claire Clairmonts nach den neuerschlossenen Quellen.

"What a set, what a world!" hatte einst Matthew Arnold ausgerufen und damit seine Geringschätzung für die Menschen erkennen lassen, die den Freundeskreis des von ihm für so völlig weltfremd gehaltenen Shelley bildeten<sup>1)</sup>. Bei dieser Einstellung haben wir wohl etwas mit der Reaktion gegen die Maßlosigkeiten der Revolutionszeit und der Romantik von seiten eines führenden Vertreters des bürgerlich-viktorianischen Zeitalters zu rechnen, der sich zudem vornehmlich an dem Maßideal der griechischen und französischen Klassik und des alten Goethe geschult hatte, aber sie beruhte daneben auch auf einer zum Teil ungenügenden Kenntnis der Quellen. Über Mary Shelley, die ihrem Temperament nach noch die am wenigsten »romantische« Gestalt des engeren Kreises um den späteren Shelley war und die anfänglich mehr *malgré elle* vom traditionellen Sobrietätsideal des englischen Mittelstandes abgewichen war, lautete das Urteil — und in diesem Falle wohl mit Recht — am günstigsten. Auch lieferte sie als Gattin des mit seinem Schönheitssinn in seiner Phantasie so leicht entzündbaren Dichters und als Hausgenossin der lebhaften, witzigen, launenhaften Stiefschwester manche Zeugnisse, die jener antiromantischen Kritik<sup>2)</sup> ihre Berechtigung zu geben scheinen. Nur war man dabei allzu geneigt, die besondere Problematik und mit ihr verbunden auch die Tugenden des romantischen Wesens und vor allem die Entwicklungsfähigkeit der Charaktere außer acht zu lassen.

Eine Korrektur bot hier schon das Buch über Shelleys "Emily" von Enrica Viviani della Robbia<sup>3)</sup>. Emilia, oder wie

<sup>1)</sup> Im besonderen dachte Arnold dabei an die Familie Godwin, s. *Essays in Criticism. Second Series* (1888, ed. 1913), S. 237.

<sup>2)</sup> Man vergleiche auch die Kritik, die Jeaffreson und in neuerer Zeit Irving Babbitt, Paul Elmer More und T. S. Eliot an Shelley und anderen Romantikern geübt haben.

<sup>3)</sup> Enrica Viviani della Robbia, *Vita di una Donna*, Firenze, Sansoni, 1937. Dort insbesondere S. 132.

sie wirklich hieß, Teresa Viviani war keine oberflächliche Schönrednerin, die es bei ihrer Freundschaft mit Shelley im Grunde nur auf materiellen Vorteil abgesehen hatte, — sie hatte nicht, wie Mary auf Grund eines nachweisbaren Mißverständnisses angenommen hatte, den von ihr verehrten Dichter um eine Art Ehestandsbeihilfe gebeten, sondern nur um ein Darlehen, das nicht für sie selbst, sondern für eine wirklich notleidende Freundin gedacht war und zu dem Byron auch mit beitragen sollte. Sie hat auch in keinem erhaltenen Briefe Shelley jemals mit *adorato sposo* angedet; und ihr späteres Leben, so wie es sich uns jetzt darstellt, zeugt von einem edlen, durch Leiden gereiften, weit mehr zu Selbstaufopferung als sentimentaler Geschwätzigkeit oder Lässigkeit neigenden Charakter.

Charles Clairmont hatte, wie die ersten Abschnitte dieser Studie durchblicken lassen, zu Anfang der zwanziger Jahre seines Lebens, zu einer Zeit, da die studierenden Söhne begüterter Eltern meist noch nicht ihren Lebensunterhalt zu verdienen brauchen, etwas sorglos und genußfroh in den Tag hineingelebt und anscheinend nur wenig innere Hemmung verspürt, den aristokratischen Freund und späteren Gatten seiner Stiefschwester Mary um finanzielle Hilfe zur Verwirklichung seiner Zukunftsträume anzugehen. Aber er verdient deshalb nicht einfach als "mendicant brother"<sup>1)</sup> der Claire vor der Nachwelt zu stehen. Seine spätere Entwicklung — ja vielleicht sogar sein vorzeitiger Tod, anscheinend mit herbeigeführt durch jahrelange berufliche Überanstrengung — zeugen von einem hohen Pflichtgefühl und Sinn für Verantwortung für seine Familie. Diese Sorge um die Seinen war wohl auch der Hauptbeweggrund, wenn er bei den Verhandlungen von 1829 der Metternichschen Polizei gegenüber in einer Anwendung von Schwäche seine persönlichen Beziehungen zu Shelley ableugnete. Seine Stellung in Wien hat er sich jedoch dann ganz allmählich durch ungewöhnlichen Fleiß und viel Energie, durch hervorragende Begabung als Sprachlehrer und nicht minder ungewöhnliche menschliche und gesellschaftliche Eigenschaften erkämpft. Gewiß verstand er sich auch ein wenig auf Reklame — aber wer könnte ihm dies bei seinen ungeregelten Einkünften als Privatlehrer und unbesoldeter Dozent

<sup>1)</sup> Walter Peck, *Shelley, his Life and Work*, London 1927, Band I, S. 528.

vertübeln? Zumindest in sprachpädagogischer Hinsicht dürften seine englischen Lehrbücher zu den besten ihrer Zeit gehört haben. Achtung verdient auch die innerlich freie Haltung, die er sich bei seiner Tätigkeit in so zahlreichen Adelshäusern und als Lehrer bei Hof allzeit bewahrte, wie er andererseits auch wieder kein Doktrinär war und trotz seiner warmen Anteilnahme an der Bewegung von 1848 nicht blind blieb gegenüber den menschlich hervorragenden Eigenschaften von entschiedenen Gegnern derselben wie Windischgrätz. E. J. Trelawny, der Charles Clairmont allerdings wohl nur durch Schilderungen der Schwester und Shelleys kannte, schreibt über ihn am 7. Oktober 1822 an Claire:

“I like your brother much, there is an honesty and romance about him mingled with just enough of worldliness and feeling and talent — I should like much to know him<sup>1)</sup>”.

Charles Clairmonts innere Einstellung zu Shelley allerdings bleibt ein Geheimnis<sup>2)</sup>; und während Claires Stil sich durch erfrischende Unmittelbarkeit auszeichnet dort, wo sie nicht daran feilt, um eine klangliche Intensivierung des Gefühlsausdrucks zu erzielen<sup>3)</sup>, ist der seine trotz aller echten Begeisterungsfähigkeit im letzten nicht immer völlig durchsichtig. Er hält fast immer in seinem Ausdruck etwas Abstand zu seinen Gefühlen trotz seines lebhaften Temperamentes, oder aber er gibt ihnen bewußt eine Bewegung, die ihre Schulung an Vorbildern rhetorischen englischen Prosastiles nicht ganz verleugnet. Verglichen mit der Schwester ist er weniger Romantiker, mehr ein Kind des 18. Jahrhunderts, und zwar in seinem Stil sowohl als

---

<sup>1)</sup> Nicht recht verständlich bleibt die Bemerkung (ohne nähere Quellenangabe) bei H. R. Angeli, *Shelley and his Friends in Italy*, London 1911, S. 76 über Charles Clairmont: “Trelawny, who knew him in later years, held a very poor opinion of his moral stamina and worth.” “In later years” könnte sich hier höchstens auf die Tage seiner vergeblichen Bewerbung um die Lehrstelle an der Londoner Universität im Jahre 1828 beziehen, als er Mary Shelley um ein Darlehen anging. Trelawny weilte damals vom November 1828 bis Februar 1829 in London.

<sup>2)</sup> Aufklärung hierüber hätte vielleicht die leider verschollene Autobiographie Clairmonts gebracht. Eine solche befand sich nach Mitteilung von Herrn Oberarchivrat Dr. Fritz Reinöhl einst unter den Materialien, die Moritz Bermann in Wien um die Mitte des 19. Jahrhunderts für ein biographisches Lexikon sammelte.

<sup>3)</sup> Wie in ihren *Memoranda*, die zahlreiche stilistische Entwürfe aufweisen.



auch in seinem literarischen Geschmack und in seinen Gedanken über Erziehung.

Kein Zweifel kann daran bestehen, daß den Geschwistern Clairmont in hohem Grade "charme" zu eigen war, und bei Claire dürfte er in ihrer Jugend durch die beunruhigenden Züge ihres Wesens kaum vermindert worden sein<sup>1)</sup>. Namentlich durch ihren Gesangsvortrag muß sie fasziniert haben, wobei sie offenbar eine dem Bruder wohl fremde, volle, durch keine Reflexion abgeschwächte Hingabefähigkeit an die sie beherrschende Empfindung kennzeichnete<sup>2)</sup>. Wir können dies erschließen sowohl aus Shelleys Gedicht *To Constantia, Singing*<sup>3)</sup>:

Thus to be lost and thus to sink and die,

Perchance were death indeed! — Constantia, turn!

In thy dark eyes a power like light doth lie,

Even though the sounds which were thy voice, which burn

Between thy lips, are laid to sleep —

wie aus den Versen Byrons:

There be none of Beauty's daughters

With a magic like thee<sup>4)</sup>.

Dies Gedicht zeigt auch, daß bei ihrem gegenseitigen Verhältnis die Anziehungskraft doch nicht immer ganz so einseitig bloß von Byron ausging, wie dieser es später in seiner Eitelkeit und in seiner zynisch grausamen Haltung Claire gegenüber darzustellen liebte. Der Anstoß war allerdings von der damals noch nicht Achtzehnjährigen ausgegangen, und die Entwicklung ihrer Beziehungen läßt sich in Glynn Grylls' Buch an Hand des ungekürzt abgedruckten Briefwechsels klar übersehen. Claire war leidenschaftlich und zweifellos etwas hysterisch, aber keine ausgesprochen sinnliche Natur. Selbst wenn man Byron nicht

<sup>1)</sup> 1818 hatte sie die Werbung eines unbekannt Gebliebener abgelehnt, 1820 die des jungen Reveley, Sohnes der Maria Gisborne, 1822 und danach die Trelawnys und in der Moskauer Zeit die eines jungen Deutschen (s. S. 90).

<sup>2)</sup> Ihr Musiklehrer Corri verglich ihre Stimme mit "a string of pearls". Dowden, *Life of Shelley* (1926), S. 362, doch "her sense of time was said by a competent authority to have been very defective." Ingpen, *Letters of Shelley* (1912), S. XIII.

<sup>3)</sup> W. E. Peck in *Shelley, His Life and Work*, II, S. 136 vermutet, daß auch die Verse *My spirit like a charmed bark doth swim* usw. sowie der berühmte Gesang *Asias* in *Prometheus Unbound*, Akt II, 72 durch Claires Gesang inspiriert wurden.

<sup>4)</sup> Datiert: March 28, 1816. Vgl. E. C. Mayne, *Byron* (1924), S. 274, und E. C. Mayne, *Life and Letters of Lady Byron* (1929), S. 219.

mit Grylls die ausschließliche Schuld zuschreibt, wird man ihr doch Recht geben müssen, wenn sie Claires Hauptmotiv auf Sehnsucht nach einer "Shelleyan community of spirits" zurückführt.

Dies wird auch indirekt nahegelegt durch eine Stelle in einem Briefe Claires an Byron, worin sie ihm ihre Stiefschwester Mary als "possible sweetheart" in Aussicht stellt:

"You will, I daresay, fall in love with her; she is very handsome and very amiable, and you will, no doubt, be blessed in your attachment... If it should be so, I will redouble my attentions to please her<sup>1)</sup>."

Also einerseits ein Fehlen jeglicher Eifersucht, und andererseits ein Mitbestimmtwerden von Theorien, die auf Abschaffung der Ehe und auf Promiscuität hinzielen — hier in völliger Naivität dem Wunsche dienstbar gemacht, in der Nähe ihres Abgottes weilen zu dürfen.

Doch bald nach der Geburt Allegras im Januar 1817 beginnt sich ihr Charakter rasch zu entwickeln. Wir hören, wie sie sich Plutarchs Biographien zum Muster nimmt mit ihren "incitements to virtue and abstinence," ebenso — für die Gegenwart — mit einem leisen Anflug von Humor — das Beispiel Shelleys und Marys. Wie allgemein bekannt, ging sie später trotz der Warnungen Shelleys auf die harten Bedingungen Byrons ein und verzichtete zu seinen Gunsten auf das geliebte Kind, nur um diesem eine bessere Zukunft sicherzustellen. Als dann freilich Allegra 1819, fern von beiden Eltern in dem Kloster Bagnacavallo einem typhösen Fieber erlag, kannte ihr Haß gegen den Vater keine Grenzen mehr<sup>2)</sup>. Selbst Trelawny, der Byron keineswegs wohlgesonnene, hat es niemals vermocht, sie von dem Wahne zu befreien, dieser habe das Kind absichtlich zugrundegehen lassen. Sie hat auch sämtliche intimeren, auf ihn bezüglichen Stellen in ihren Aufzeichnungen vernichtet, und ihre Briefe reden hinfort eine eindeutige Sprache.

Daß, wie jener oben erwähnte William Graham in seinen *Last Links* (1898) behauptet, Claire sich ihm, einem ziemlich

<sup>1)</sup> Zitiert bei Grylls, C. C., S. 58.

<sup>2)</sup> Doch fehlte ihr gleichwohl dauernde Rachsucht. Am 1. September 1835 schrieb sie an Mary: "Where the fairest Paradise offered to me upon the condition of his sharing it, I would refuse it. At the same time it would give me pleasure to know that he was happy for I am not revengeful and desire pain to no one, not even to him". Abgedruckt bei Grylls, C. C. S. 218.

fremden jungen Mann gegenüber in leicht frivolem Tone als Ursache von Byrons Ehescheidung bezeichnet habe, erscheint — wie auch andere Äußerungen Grahams — auf Grund der neuerschlossenen Quellen nicht recht glaubhaft. Sie sprach nur ungern von Byron; auch läßt eine Stelle in einem Briefe an Trelawny erkennen, daß sie bereits die wahre Ursache jenes Konfliktes ahnte. Sie hielt Medora Leigh "from internal evidence of the girl's character" für Byrons Tochter und sah in den Versen an Augusta, in Stellen des *Manfred* und des *Cain* sowie in Byrons Verhalten während einer Aufführung von Alfieris *Mirra* in Bologna "presumptive evidence" für den Inzest<sup>1)</sup>. Dann ist auch Claires angebliche Mitteilung an William Graham, Byron und Shelley hätten sich durch ihre Vermittlung schon vor dem Genfer Aufenthalt in Great Marlow persönlich kennen gelernt, von keinem späteren Shelley-Biographen ernst genommen worden. Harold Nicolson freilich stellt Claire als Erfinderin solcher Phantasien und Graham nur als leichtgläubigen (*gullible*) Berichterstatter hin<sup>2)</sup>.

Unglaubwürdig ist auch die in einer sensationslüsternen Form vorgetragene Erzählung Grahams, wonach ihm Claire zu verstehen gab, die Beziehungen zwischen ihr und Shelley seien nicht nur »platonische« gewesen, und Shelleys Protest gegen derartige Gerüchte Byron gegenüber sei nur als die ritterliche Geste eines Gentleman anzusehen. Selbst wenn jene Auffassung ihrer Beziehungen zu Recht bestünde, wäre Claire eine solche Indiskretion, gerade wo es sich um Shelley handelt, nicht zuzutrauen.

Daß das bekannte von Hoppner an Byron weitergegebene Gerücht — abgesehen natürlich von der ganz offensichtlichen

<sup>1)</sup> R. G. Grylls, *C. C. S.* 221.

<sup>2)</sup> *Byron, the Last Journey*, S. 97. Nicolson nennt Claire verächtlich "that untruthful and, by then, senile wanton" — dies wegen des einzigen erwiesenen Fehltritts der Achtzehnjährigen, begangen nach einer etwas seltsamen Erziehung mit einem Dichter, der damals ganz London faszinierte! Mitverantwortlich für die Einstellung Nicolsons ist aber offenbar noch William Grahams Schilderung von der alternden Claire, der auch André Maurois die etwas geschmacklose »Schlußpointe« zu seinem populären Buche *Ariel, ou la Vie de Shelley* entnommen hat. Viel kritischer zu Graham stellt sich dagegen H. J. Massingham in seiner Trelawny-Biographie (*The Friend of Shelley*, London 1930, S. 130 Anm.): *It certainly reads too like treacly fiction to be biography.*

Verleumdung mit Hinblick auf das in Neapel verstorbene Kind — einen Wahrheitskern enthielt, dafür könnte zunächst mancherlei sprechen: Claires frühere Hemmungslosigkeit und Unbesonnenheit Byron gegenüber, Shelleys Anschauungen über die Ehe und die Beziehungen der Geschlechter zueinander, wie sie im Alter auch von Claire verworfen wurden, sodann die Tatsache, daß sowohl die Hoppners als Byron dem Gerücht Glauben zu schenken schienen. Aber die Argumente, die sich dagegen anführen lassen, sind doch sehr viel schwerwiegender. In der Frühzeit ihres Zusammenlebens stand Mary dem Dichter zumindest gefühlsmäßig sehr viel näher, und Tagebucheinträge wie Briefstellen beweisen, daß sich Claire von Shelley öfters zurückgesetzt fühlte und darunter litt. Später aber, als beider Freundschaft füreinander doch im Falle Shelleys zu einer Art geistiger Doppelehe geführt haben mochte, war wohl sein Verantwortungsgefühl, seine aufrichtige Sorge um die Wohlfahrt der Seinen viel zu groß, als daß er noch auf ein sinnliches Verhältnis eingegangen wäre. Und so wenig es Claire in kleineren Dingen immer mit der Wahrheit genau nahm — auch Glynn Grylls bringt Beweise dafür —, eine langandauernde Verstellung der Stiefschwester gegenüber würde dem Gesamtbild, das wir von ihr erhalten, völlig widersprechen; gehören doch Offenheit und Kindlichkeit zu ihren gewinnendsten Eigenschaften, wie sie namentlich in ihrem russischen Journal zutage treten. Endlich haben wir das Urteil von Mary Shelley selbst, die zweifellos zuweilen eifersüchtig auf Claire war und schwer unter ihren Launen und ihrer Heftigkeit zu leiden hatte. In dem schon oft zitierten, von echtster Empörung durchzitterten Protestbrief an Mrs. Hoppner sagt sie: "Claire is timid; she always showed respect even for me—poor, dear girl! she has some faults—you know them as well as I—but her heart is good . . ."

Daß Shelley und Claire gleichwohl viel füreinander bedeuteten und in aufrichtiger Liebe aneinander hingen, wird niemand leugnen können, der Shelleys Briefe an sie<sup>1)</sup>, insbesondere jene vom Oktober 1820 bis Mai 1822 gelesen hat.

"You know. . . . whatever you shall determine on", schreibt Shelley am 29. Oktober 1820, "where to find one ever affectionate Friend, to whom

<sup>1)</sup> Roger Ingpen, *Letters of Shelley*, 2. Band, S. 823 ff.



your absence is too painful for your return ever to be unwelcome". Am 16. Januar 1821 schreibt er: "I wish to Heaven, my dear girl, that I could be of any avail to add to your pleasures or diminish your pain—how ardently you cannot know; you only know, as you frequently take care to tell me, how vainly". Und am 11. Dezember 1821; "Do not think that my affection and anxiety for you ever cease, or that I ever love you less although that love has been and still must be a source of disquietude to me."

Zuweilen scheint es so, als ob er bei Claire mehr geistige Anregung und mehr Verständnis findet als bei Mary. Am 16. Februar 1821 dankt er ihr für einen Brief "which to me is as water in the desert<sup>1)</sup>." Am Ende des eben zitierten Briefes vom 11. Dezember 1821 wird auf gemeinsam betriebene deutsche Studien<sup>2)</sup> angespielt:

"What are you doing in German? I have read none since we met, nor probably until we meet again—should that ever be—shall I read it. I am employed in nothing—I read—but I have no spirits for serious composition—I have no confidence, and to write in solitude or put forth thoughts without sympathy is unprofitable vanity. Tell me, dearest, what you mean to do, and if it should give you pleasure, come and live with us."

Davon, daß Shelley damals bei Mary nicht immer die ersehnte Kameradschaft finden konnte, zeugen die eigenen, nach seinem Tode entstandenen Verse Marys mit dem Titel *The Choice*<sup>3)</sup>, worin sie ihren *fierce remorse* zum Ausdruck bringt für *cold neglect, averted eyes*:

My heart was all thine own,—but yet a shell  
Closed in its core which seemed impenetrable.

---

<sup>1)</sup> Die Verse *Epipsychidion* 368—374 scheinen sich auf Claire (und auf Byron) zu beziehen und etwa um diese Zeit (Februar 1821) entstanden zu sein:

Thou too, O Comet beautiful and fierce,  
Who drew the heart of this frail Universe  
Towards thine own: till wreckt in that convulsion,  
Alternating attraction and repulsion,  
Thine went astray and that was rent in twain,  
Oh, float into our azure heaven again!

<sup>2)</sup> Auch bei seinen italienischen Studien mochte er gerade bei ihr Verständnis finden, denn "she spoke French and Italian, particularly the latter, with all its nuances and niceties." So schreibt Captain Medwin, der sie damals persönlich kannte, in seinem *Life of Shelley*, London 1847, 1. Band, S. 281.

<sup>3)</sup> R. Glynn Grylls, *Mary Shelley*, Oxford 1938, S. 297 ff.

Trotz dieses Zustandes ihrer Beziehungen enthalten Shelleys Briefe an Claire nirgends Stellen, die sich etwa gegen Mary kehren. Im Gegenteil: er sucht nicht nur beide miteinander zu versöhnen, sondern stellt sich bei ihren Zwistigkeiten auf Seiten Marys. Sehr mild und zartfühlend, aber doch mit Festigkeit und ein wenig Ironie will er Claire von ihrer Schuld überzeugen:

"I am trying to persuade Mary to ask your pardon. I hope that I shall succeed. In the meantime, as you were in the wrong you had better not ask hers, for that is unnecessary; but write to her—if you had been in the right, you would have done so<sup>1</sup>)."

Von der Tragik des Verhältnisses zwischen Mary und Claire, das sowohl in ihrer Situation wie in der Gegensätzlichkeit ihrer Temperamente begründet lag, hat bereits Helen Rossetti Angeli im 12. Kapitel ihres Buches *Shelley and his Friends in Italy*, London 1911, S. 127—133 eine völlig überzeugende Darstellung gegeben. Nur bringt R. Glynn Grylls einen weiteren Beleg für die ans Pathologische grenzende Heftigkeit Claires, die schließlich den Bruch mit Mary herbeiführte und auch anderen das dauernde Zusammenleben mit ihr so erschwerte. In ihren *Memoranda* findet sich eine Charakterisierung Marys, die wohl einige Jahre nach Shelleys Tod und nach ihrer Rückkehr nach England niedergeschrieben wurde<sup>2</sup>). Geradezu mit Zärtlichkeit wird hier anfangs Marys Schönheit in einem an Shelley erinnernden Stile geschildert:

"Mary's hair is light brown, of a sunny and burnished brightness like the autumnal foliage when played upon by the rays of the setting sun; it sets in round her face and falls upon her shoulders in gauzy wavings and looks so fine as if the wind had tangled it together into golden network...."

Dann aber wird sie als Abtrünnige hingestellt, die das heilige Erbe ihres Gatten vernachlässigt um gesellschaftlicher Geltung willen:

"Others still cling round the image and memory of Shelley—with her it ought to be the sole thought of her being, his simplicity and enthusiasm are the sole thoughts of their being, but she has forsaken even their memory for this pitiful pleasure of trifling with trifles, and has exchanged the sole thought of his being for a share in the corruptions

<sup>1</sup>) Zitiert bei O. W. Campbell in *Shelley and the Unromantics*, London 1924, S. 168.

<sup>2</sup>) R. G. Grylls, *C. C. S.* 254 f.

of society. Would to God she could perish without note or remembrance, so the brightness of his name might not be darkened by the corruptions she sheds upon it."

Aber nach diesem haßerfüllten Erguß spricht sie doch wieder von

"the surpassing beauty of her mind; every sentiment of her is so glowing and beautiful, it is worth the actions of another person."

Mit dieser krankhaften Heftigkeit des Gefühls hing wohl auch die Ruhelosigkeit ihres Geistes zusammen, wegen der sie Shelley einst *la fille aux mille projets*<sup>1)</sup> genannt hatte und die einem eigenen fruchtbaren schriftstellerischen Schaffen bei ihr entgegenstand trotz der hervorragenden stilistischen Begabung, wie sie ihre *Memoranda*, ihre Briefe und das in Rußland geführte Tagebuch zeigen. Verrät sie so einerseits viel von den typischen Schwächen und Gefahren romantischen Wesens, so zeigen doch der Mut, mit dem sie sich nach Allegras und Shelleys Tod allein durchs Leben schlug, der Ernst, mit dem sie auch noch in späteren sorgenfreieren Jahren mit ethischen und religiösen Problemen rang und die Treue, die sie bis an das Ende ihres langen Leben dem Andenken Shelleys bewahrte, daß sie als Mensch und Charakter höher stand, als eine allzu Byron-freundliche Biographik und das summarische Urteil eines Matthew Arnold nahelegen mochten.

Rostock.

Herbert Huscher.

---

<sup>1)</sup> Brief Shelleys an Mrs. Godwin vom 29. Mai 1822. Siehe R. Ingpen, *Letters of Shelley*, London 1912, S. 972.

---

## BESPRECHUNGEN.

### SPRACHE.

Anton Marty, *Psyche und Sprachstruktur*. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Otto Funke. (Anton Marty, Nachgelassene Schriften: Aus »Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie« I.) Bern, A. Francke AG., 1940. 237 S. Pr. geh. RM. 8,50.

Der in drei Teile gegliederten letzten Veröffentlichung aus dem handschriftlichen Nachlaß Martys schickt der Herausgeber eine ausführliche Einleitung (»Martys sprachphilosophischer Nachlaß«, S. 7—45) voran. Der erste Teil der in diesem Bande herausgegebenen Aufzeichnungen besteht aus Planskizzen und Entwürfen (»Zur Genesis von A. Martys »Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie«); der zweite Teil ist eine Vorlesung Martys aus dem Jahre 1904 über »Grundfragen der Sprachphilosophie«; den dritten und umfangreichsten Teil bilden Abschnitte aus der geplanten Fortsetzung der »Untersuchungen«. Ein Sachregister und ein Namenregister beschließen den Band.

Funkes Einleitung bietet eine vorzügliche allgemeine Einführung in das Gesamtwerk Martys: sie hebt vor allem auch das hervor, was an der Problematik für die »konkrete Sprachwissenschaft« von besonderem Interesse ist (vgl. dazu auch die Übersicht auf S. 41f.).

Funke betont (S. 42), daß er mit Marty die von diesem behandelten allgemeinen Probleme »für einen integrierenden Teil der Sprachwissenschaft als Ganzes in Anspruch nehme«. Um der Klarheit willen ist es aber doch wohl nötig, dazu festzustellen, daß ein beträchtlicher Teil der Untersuchungen Martys für den Sprachwissenschaftler nicht mehr — gewiß auch nicht weniger — von Interesse ist als jede Forschung auf dem Gebiete der Logik und Psychologie. Denn es ist gerade aus den in diesem Bande veröffentlichten Arbeiten Martys klar ersichtlich, daß er sich — wie Funke selbst (S. 42) sagt — »als Psychologe und philosophischer Denker an die Arbeit machte«. So hat Funke den Plan Martys für



seine »Untersuchungen« auch folgendermaßen gekennzeichnet (S. 8): »er bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als die gesamte Struktur der menschlichen Psyche bloßzulegen und nun zu zeigen, wie eine *ideale* d. h. theoretisch vollkommene Sprache diese psychischen Strukturen in ihren Grundelementen und Gliedern nachzuzeichnen und zu symbolisieren hätte, und andererseits, wie demgegenüber die empirisch gegebenen Sprachen sich verhalten, wie wir hier — infolge der Planlosigkeit und Unsystematik menschlicher Sprachbildung — eine oft nur annähernde, unvollkommene, ja dürftige — mitunter jenes psychische Grundbild verhüllende oder mangelhaft wiedergebende — Nachzeichnung vorfinden«.

Damit ist bereits gesagt, wie sehr Martys Forschungen auch für den Vertreter der historischen und sprachlichen Einzelforschung fruchtbringend sind (S. 42), gleichzeitig ist aber auch angedeutet, daß die Arbeit des letzteren — zumindest in vielen Fällen — erst dort beginnt, wo Martys Untersuchung endet. Mit anderen Worten: der Sprachwissenschaftler wird in Martys Werk zwar reiche Anregung zur Behandlung seiner Probleme empfangen, darf aber nicht etwa erwarten, bereits Lösungen für ihn wesentlichster Probleme zu finden.

In bezug auf die von Marty behandelte Problematik erscheint vor allem eine weitere Untersuchung durch Berufene zu bedürfen: wieweit die im Sinne Martys »ideale« d. h. theoretisch vollkommene Sprache nur einer ebenso »idealen« d. h. theoretisch konstruierten psychischen Struktur entspricht. Denn soweit dies der Fall ist, wird die konkrete Sprachwissenschaft nur wenig unmittelbaren Gewinn erwarten können, ja sie muß sich sogar hüten, dadurch nicht zu Fehlschlüssen in bezug auf die tatsächliche Sprache verleitet zu werden. Sollen Sprachphilosophie und konkrete Sprachwissenschaft nicht auch in Zukunft wie so oft in der Vergangenheit aneinander vorbeireden und voneinander unbefriedigt bleiben, dann muß klar sein, daß der konkreten Sprachwissenschaft mit den geistreichsten und tiefsten Spekulationen der Sprachphilosophie nicht gedient ist, soweit diese sich auf theoretisch-konstruierte psychische Strukturen beziehen: wer »empirisch gegebene Sprachen« (S. 8) erforschen will, bedarf einer Sprachphilosophie, die empirisch gegebene psychische Strukturen berücksichtigt. Und in dieser Beziehung hat die konkrete Sprachwissenschaft noch viel zu wünschen. Wer konkrete Sprachwissenschaft betreibt, stellt sich letzten Endes die — schließlich über das rein empirisch Gegebene hinausgehende aber auf ihm fußende — Aufgabe, eine Sprache als eine der Äußerungen einer Sprachgemeinschaft in engster Beziehung zu dem Wesen dieser Sprachgemeinschaft zu erfassen; er strebt an, die Eigenart dieses Wesens, die sie von dem einer anderen Gemeinschaft auch in bezug auf die

Sprache unterscheidet, zu erkennen, also die Verschiedenheiten der Sprachen — im Sinne W. Humboldts — als durch die Verschiedenheiten des Wesens und der Weltanschauung der Sprachgemeinschaften bedingt zu verstehen. Daher wird ihm die Erörterung einer »idealen« psychischen Struktur und einer »idealen« Sprache — unbeschadet der Berechtigung einer solchen Forschungsrichtung an sich — bei dieser seiner wesentlichsten Aufgabe keine (zumindest keine unmittelbare) Hilfe leisten können<sup>1</sup>).

Der erste Teil der Veröffentlichung (»Planskizzen und Entwürfe«) ist ein Beweis für die liebevolle Vertiefung des Herausgebers in die Genesis des Werkes Martys und gleichzeitig eine Begründung für die Art der Veröffentlichung des Nachlasses. Von Martys Vorlesung über »Grundfragen der Sprachphilosophie« aus dem Jahre 1904 sagt Funke hier (S. 59), er betrachte sie »auch heute noch als die vorzüglichste Einführung in die spätere breite Publikation, zugleich als leichtfaßlichste Studie zu den Hauptproblemen von Martys deskriptiver Sprachphilosophie«.

Diese Vorlesung hat Funke als zweiten Teil in dem vorliegenden Bande veröffentlicht und mit Anmerkungen versehen, die vor allem auch auf entsprechende ausführlichere Behandlungen gewisser Probleme in anderen Werken verweisen.

Der Inhalt dieser Vorlesung bildet auch gleichsam eine zusammenfassende Einleitung zu dem dritten Teil des Bandes, der die »Abschnitte aus der geplanten Fortsetzung der 'Untersuchungen' von 1908« bietet; die nach dem Wunsche Funkes (S. 73) »den Torso von Martys 'Untersuchungen' einigermaßen abrunden« sollen.

Der Herausgeber war bemüht (S. 72), aus den von Marty ausgearbeiteten Partien eine Auswahl zu treffen, in der sich »rein Philosophisches und Sprachliches ungefähr die Waage halten«. Aber selbst von diesen veröffentlichten Abschnitten gilt noch dasselbe, was Funke von dem gesamten nachgelassenen Text sagt: es »überwiegt die philosophische Problematik derart, daß die eigentlich sprachlichen Fragen darüber sehr zurücktreten«. Der Teil, in dem Marty das sprachliche Resultat aus seinen Untersuchungen ziehen wollte, ist eben leider nur in für den Druck nicht geeigneten Skizzen vorhanden (S. 72).

---

<sup>1</sup>) Daß diese Feststellungen nicht etwa als eine allgemeine Ablehnung des Werkes Martys gemeint sind, braucht kaum besonders betont zu werden; es ist ja gerade auch Martys Verdienst, in einigen seiner Werke den Verschiedenheiten der Sprachen und ihrer psychischen Grundlagen nachgegangen zu sein. Im Interesse einer klaren Ausrichtung der Aufgaben und Zielsetzungen sind diese Feststellungen aber doch wohl berechtigt.

Diese Fortsetzung der »Untersuchungen« umfaßt die Kapitel IX–XII (IX. »Von den logisch begründeten Synsemantika beim Urteilsausdruck«; X. »Von den logisch begründeten Synsemantika beim Vorstellungsausdruck«; XI. »Von den logisch begründeten Synsemantika bei Emotiven«; XII. »Von den logisch nicht begründeten synsemantischen Zeichen«). Die Unterscheidung zwischen Autosemantika und Synsemantika erweist sich hier unter anderem auch klärend in bezug auf die Kasussyntax und in bezug auf die so viel erörterte Frage der Satzdefinition<sup>1)</sup>. Die Relativität der beiden von Marty verwendeten Begriffe wird natürlich erst bei dem Vergleiche verschiedener Sprachen offensichtlich. Die vorliegenden Kapitel beschränken sich aber — abgesehen von einigen beiläufigen Bemerkungen — darauf, das Allgemeine darzulegen, während das, »was die Sprachen tatsächlich bieten« (S. 198), »einer Betrachtung der verschiedenen Sprachen und Sprachfamilien überlassen« bleibt (S. 199).

So wie in den früher erschienenen Schriften Martys findet der Vertreter der konkreten Sprachwissenschaft auch in diesen Teilen des Nachlasses reiche Anregung. Dem Herausgeber gebührt der Dank dafür, daß er nach mühevoller aber auch liebevoller Arbeit das Werk Martys mit dem vorliegenden Bande, so weit es möglich war, zu einem abgerundeten Abschluß gebracht hat.

Z. Zt. Berlin.

Herbert Koziol.

Otto Jespersen, *A Modern English Grammar on Historical Principles*. Part VI: *Morphology*. Written with the assistance of Paul Christophersen, Niels Haislund and Knud Schibbye. Kopenhagen, Ejnar Munksgaard, 1942. X und 570 S. Pr. geb. dän. Kr. 22,—.

Nun liegt auch der vom Verf. bereits in Part V seines großen Werkes angekündigte Band über *Morphology* vor uns. Im Vorwort (p. Vf.) wird noch ein weiterer Band in Aussicht gestellt, der den Schlußteil der Syntax darstellen und den Abschluß des ganzen Werkes bilden soll. Der vorliegende Band wurde mit Hilfe dreier Assistenten des Verf.s ausgearbeitet und für den Druck vorbereitet.

In der Einleitung verweist Jespersen auf die von ihm schon früher begründete Unterscheidung von 'Morphology' und 'Syntax'

<sup>1)</sup> Vom Standpunkt des tatsächlichen Sprachgebrauches aus ist es nicht möglich zu sagen, es sei »gemeinhin nicht üblich, die Ausdrücke: *Ich, Du, dieses A, jenes B, mein Buch* usw. als Sätze zu verwenden...« (S. 153). Denn die in der Anmerkung angeführten »besonderen Umstände«, unter denen sie doch als Sätze verwendet werden, ergeben sich in der lebendigen Rede unzählige Male.

(1. 1). Danach hat die Morphologie zunächst nur von der Form auszugehen. Die (allerdings nur gelegentlich konsequente) Durchführung dieses Grundsatzes führt freilich zu Zusammenstellungen, die tatsächlich 'puzzle the reader here and there' (ebda). Was Jespersen in diesem Bande bietet, gehört in die herkömmlicherweise als »Formenlehre« und »Wortbildungslehre« unterschiedenen Teile der Grammatik. Diese Unterscheidung sieht Jespersen aber nicht als grundsätzlich an, wie er in dem Vergleich seines Werkes mit meiner *Wortbildungslehre* erklärt (1. 4). Wo die gleichen formalen Mittel zur Formenbildung und zur Wortbildung dienen, werden von ihm auch die Flexionserscheinungen gemeinsam mit den Wortbildungserscheinungen behandelt. Weder die theoretischen Ausführungen Jespersens noch ihre praktische Anwendung erscheinen mir überzeugend. Mir erscheint nach wie vor die Verschiedenheit der Funktion von Flexions- und Wortbildungsmittel wesentlicher als die in einigen wenigen Fällen vorliegende rein lautlich-formale Gleichheit: ich trenne Flexions- und Wortbildungslehre voneinander nicht deshalb, weil diese Unterscheidung traditionell ist, sondern weil sie mir berechtigter (und nebenbei auch praktischer) erscheint als die Vermengung dieser beiden ihrer Funktion nach verschiedenartigen sprachlichen Erscheinungen. Der Ansicht, daß das Zusammenwerfen alles formal Gleichen dem Wesen der Sprache näherführe, werde ich mich nie anschließen können; und ein 'traditional scheme of word-classes' (1. 4 [3]) zu verwerfen, nur weil es traditionell ist, ist doch ein wenig fruchtbares Beginnen.

Besonders wenig überzeugend müssen aber theoretische Erwägungen wirken, wenn sie praktisch so wenig folgerichtig wie hier angewendet werden. Denn Jespersen macht schließlich doch selbst immer wieder von diesem 'traditional scheme of word-classes' Gebrauch, ja er sagt — m. E. sehr erfreulicherweise — ausdrücklich (6. 12): "it is ridiculous to say, as is sometimes done, that English no longer distinguishes between the parts of speech, between noun and vb, etc."

Und ganz ähnlich verhält es sich auch mit Jespersens Behauptung (1. 4[3]), meine Unterteilungen seien 'often of a purely semantic nature', während er selbst nur 'strictly according to forms' einteile. Aber was hat ihn dann (um nur ein Beispiel von vielen zu erwähnen) veranlaßt, zwischen negativem und privativem *un-* zu unterscheiden (Ch. XXVI)? Der ganze Band ist — m. E. wieder sehr erfreulicherweise — voll von wertvollen Betrachtungen 'of a purely semantic nature', die sicherlich kein Leser missen wollte.

Als methodisches Beispiel für Jespersens Theorien kann also einerseits dieser Band jedenfalls nicht gelten, und andererseits hat



die — wenn auch nur teilweise — Befolgung der Grundsätze zu einer Vermengung von Erscheinungen geführt, die nicht als besonderer Fortschritt angesehen werden kann.

Über eine Reihe von Wortbildungserscheinungen hat Jespersen schon früher Untersuchungen veröffentlicht: über Rückbildungen (ESt. 70), über *-ster* (MLR 1927), über das Verbalsuffix *-en* (Acta Linguistica 1939), über die Negativprefixe *un-* und *in-* (Negation 1917) usw. Die Ergebnisse dieser Studien sind in dem vorliegenden Band mit aufgenommen, der sich in fünf Abschnitte gliedert: 1. Verbalflexion, 2. 'The naked word' (einschließlich Komposita), 3. Suffixbildungen, 4. Prefixbildungen, 5. Kürzungen (mit einem Appendix 'Alphabetic Shortenings').

Da ich bereits an mehreren Stellen meiner *Wortbildungslehre* zu Ausführungen Jespersens über Fragen der Wortbildung Stellung genommen habe, möchte ich hier nur noch zu einigen wenigen Einzelheiten folgendes bemerken: (3. 5) Daß in der Verbalflexion *-þ* durch *-s* ersetzt wurde, 'because it was more easily articulated in all kinds of combinations', scheint mir keine befriedigende Begründung. — (6. 12) Der Meinung Jespersens, "it would be better to speak of verbs formed from sbs with a suffix zero", statt die Bezeichnung 'Konversion' zu verwenden, dürften nicht sehr viele beipflichten. — (7. 26) Die Form *eats* für 'eatables' ist nicht nur U. S. slang: auch in England, in Essex, fand ich 'Teas and Eats' angeboten. — (10. 12) Zu Fijn van Draat, ESt. 74, 156 ff. vgl. nun auch ESt. 75, 67 ff. — (13. 81) Zu dem Suffix *-o* vgl. auch ESt. 74, 271. — (26. 12) Die Bemerkungen über *unemployment*, *unproportion*, *unfriend* und *unsucccess* sind zumindest nicht sehr glücklich formuliert. — (29. 22) *pinny* gehört zu den etwas weiter unten angeführten *undies*, *nightie* und *hanky*. — (29. 92) Für *Waac* hörte ich nur die Aussprache [wæk] nicht [w'æk]. — Die Frage, "whether similar words have come into existence during the second world war", ist zu bejahen: *C.W.A.A.C.* = *quack* für Canadian Women's Auxiliary Army Corps (eine kanadische Frauenhilfstruppe), *Ats* für Auxiliary Territorial Service (eine Frauenhilfsorganisation), *Narpac* (auch in *Narpac Corps*, *Narpac Volunteers*, *Narpac Workers*) für National Air Raid Precautions for Animals Committee (ein Luftschutzausschuß für Tiere) u. a.

Die — leicht noch durch zahlreiche Beispiele zu erhärtenden — Einwände gegen das von Jespersen gewählte System der Gliederung und Darbietung des Stoffes wollen den Wert des Werkes an sich keineswegs herabsetzen. Außer durch die vielen, oft sehr feinfühligten Bemerkungen über semantische Erscheinungen zeichnet sich die Darstellung Jespersens durch die Fülle von Belegen aus, die zum Teil im Satzzusammenhang geboten werden; besonders die

große Zahl von Augenblicks- und Slangbildungen stellt ein sehr lehrreiches Material für Schlüsse auf das Sprachbewußtsein dar.

Um die Fülle des in allen Teilen der *MEG* gebotenen Stoffes allen Benützern leichter und rascher zugänglich zu machen, wäre es sehr wünschenswert, wenn dem angekündigten 7. Band auch ein Generalsachregister für das gesamte Werk beigegeben würde. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, uns bald diesen Abschlußband seines umfassendsten Werkes vorzulegen.

Z. Zt. Berlin.

Herbert Koziol.

### LITERATUR.

Shakespeare, *Dramatische Werke*, übersetzt von August Wilhelm v. Schlegel und L. Tieck, 3 Bde. Berlin, Lambert Schneider Verlag, 1939. Lwb. RM. 24,—.

Der durch seine musterhaften Ausgaben großer Werke der Weltliteratur in deutscher Sprache in den letzten Jahren bekannt gewordene Berliner Verleger Lambert Schneider gibt mit dieser Ausgabe der berühmten deutschen Übertragung einen Text, der in verschiedener Hinsicht Beachtung und Anerkennung verdient. Einmal bedeutet er zum ersten Male wieder seit geraumer Zeit einen Schlegel-Tieckschen Shakespeare, der guten Druck (Antiqua) und gediegene Ausstattung mit bequemer Handlichkeit vereinigt (je Band zirka 1000 Seiten Dünndruck). Die Ausgabe hat wegen dieser Eigenschaften Aussicht, neben den bandreicheren Ausgaben der Schlegel-Tieckschen Übersetzung, die Brandl (1897, letzte Aufl. 1921), Keller (1927) und Schücking (zirka 1930) besorgten, der neue deutsche Shakespeare zu werden. Andererseits aber bedeutet diese Ausgabe, die übrigens erstmalig wieder die Stückfolge der Folio von 1623 innehält, auch für den kritischen Betrachter eine willkommene Gabe, insofern Lambert Schneider mit ihr den wohl bisher besten Schlegel-Tieckschen Shakespearetext vorlegt.

Zur Begründung bedarf es eines kurzen Rückblickes auf die bisherigen bekannteren Neuausgaben der Schlegel-Tieckschen Übersetzung. Sie alle fußen — wobei wir sowohl von unbedeutenderen Ausgaben wie auch von freien Nachdichtungen (wie etwa der Gundolf'schen) absehen — auf dem Schlegel-Tieckschen Text von 1839/40. Diese bei Reimer in Berlin erschienene Ausgabe, die zweite, an der Schlegel beteiligt war, galt bis heute als die letzte, verbesserte Ausgabe der klassischen deutschen Shakespeareübertragung, alle folgenden bei Reimer erschienenen als bloße

Neudrucke<sup>1)</sup>. Da man aber andererseits in dieser Ausgabe mit Recht Fehler entdeckte, haben von Tycho Mommsen (1850) über Bernays (1891) bis zu Brandl, Keller und Schücking alle Neuherausgeber Verbesserungen an der Übersetzung Schlegels und Tiecks bzw. Baudissins vorgenommen, indem sie vergleichend auf den englischen Originaltext zurückgingen (Brandl, Keller, Schücking), teils aber auch andere Neuausgaben heranzogen (so Schücking, der Bernays benutzt) oder schließlich auf die frühe Schlegelsche Übersetzung von 1797—1810 zurückgriffen, was freilich nur bei einer begrenzten Anzahl von Dramen möglich war (Schücking). Diese Veränderungen können das Verdienst dieser Neuausgaben natürlich nicht schmälern — wenn sich auch trotz des kritischen Blicks der Herausgeber manche alte Fehler gehalten oder sogar neue eingeschlichen haben (Brandl, Keller). Auf jeden Fall stellen jedoch diese Texte späteren Datums, wenn es sich auch nur um viele, oft geringfügige veränderte Einzelstellen handelt, nicht mehr den eigentlichen Schlegel-Tieckschen Text dar (schon Tieck selber, dessen Leistung im übrigen ja hinter der Schlegels weit zurücktritt, hatte mit der Revision begonnen, indem er den oft bewußt altertümelnden Sprachgebrauch Schlegels durch Wendungen der Umgangssprache ersetzte). Lambert Schneider nun geht erstmalig wieder ganz getreu auf den Schlegel-Tieckschen Urtext zurück — allerdings nicht auf die Ausgabe von 1839/40, sondern auf die von 1843/44. Sie stellte sich bei sorgfältiger Überprüfung, auf deren Ergebnisse Lambert Schneider mich freundlicherweise hinwies, als eine Ausgabe heraus, die (entgegen Brandl und Schücking) fast alle fehlerhaften Stellen der Ausgabe von 1839/40 in befriedigender Weise verbessert, d. h. also die kritische Arbeit der späteren Herausgeber von Mommsen bis Schücking großen Teils vorwegnimmt und, hätte man sich näher mit ihr befaßt, in weitestem Umfang unnötig gemacht hätte. Schlegel starb 1845. Ob und wie stark er selber an dieser Neuausgabe von 1843/44 — mit der Tieck auf jeden Fall nichts zu tun hatte — beteiligt war, wird so lange offen bleiben, bis die ganze Überlieferungsfrage des Schlegel-Tieckschen Textes näher untersucht sein wird, eine Arbeit, die noch aussteht und bei der in erster Linie die handschriftlichen Druckfehlerverzeichnisse aus dem Schlegelschen Nachlaß in der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden mit der Ausgabe von 1843/44 verglichen werden müßten, die sicher viel mit den schon von Bernays erwähnten Druckfehlerverzeichnissen der Ausgabe von 1797/1810 gemeinsam haben. (Es

---

<sup>1)</sup> Vgl. Brandl, Einleitung zur Ausgabe des Bibliographischen Instituts 1921, und Schücking, der in seiner Tempel-Ausgabe ebenfalls den Text von 1839/40 immer wieder als die »Klassische Ausgabe bezeichnet.

ist durchaus möglich, daß hier neben den Druckfehlerverzeichnissen der Ausgabe von 1797—1810 die Quelle der Verbesserungen von 1843/44 liegt). Daß Schlegel jedoch mit dem ziemlich eilig hergestellten Druck von 1839/40 unzufrieden war, geht aus seinem Briefwechsel mit Reimer klar hervor, und daß er, der verschiedentlich eine Neuauflage anregte, wie sie dann noch zu seinen Lebzeiten erschien, diese als Ausgabe letzter Hand betrachtet wissen wollte, bezeugt schon 1846 Delius<sup>1)</sup>. Wenn Schneider die Ausgabe von 1843/44 nachdruckt und allenfalls noch zurückgebliebene Fehler ausschließlich nach den Schlegelschen Handschriften und frühen Ausgaben verbessert (vgl. seine Einleitung), so gibt er damit also zum ersten Male den eigentlichen »klassischen« deutschen Shakespearetext, wie er dem Willen Schlegels als dem gegenüber Tieck bedeutenderen Übersetzer entsprach.

Es kann nicht die Aufgabe einer kurzen Anzeige wie der vorliegenden sein, die Ergebnisse einer textvergleichenden Untersuchung, wie sie oben als wünschenswert erwähnt wurde, vorwegzunehmen. Um einen Begriff von der philologischen Bedeutung der Schneiderschen Ausgabe und davon zu geben, wie sich manchmal Fehler des Textes von 1839/40 bis in die neusten Ausgaben hinein gehalten haben, seien nur einige bezeichnende Stellen herausgegriffen, wobei wir darauf verzichten, etwa auf Interpunktionsungenauigkeit und dergleichen einzugehen, außer in Fall 2, in dem ein falsch gesetztes Komma den Sinn entscheidend entstellt<sup>2)</sup>:

<sup>1)</sup> N. Delius, *Die Tieck'sche Shakespearekritik* (Bonn 1846), macht als meines Wissens Einziger vor Lambert Schneider auf S. XIV seiner Einleitung auf den Wert der Ausgabe von 1843/44 aufmerksam: »... in einer Hinsicht zeigt die erwähnte dritte Auflage vom Jahre 1843/44 einen erfreulichen Fortschritt vor den früheren, den wir jedoch, wie verlautet, nicht Tieck, sondern Schlegel zu verdanken haben. In dieser Ausgabe ist nämlich der ursprüngliche Text der von Schlegel übersetzten 17 Schauspiele, wie es heißt auf Veranlassung des Übersetzers, wiederhergestellt, gesäubert von den 'Verbesserungen', welche Tieck in die vorhergehenden Ausgaben hineinkorrigiert, und von den Anmerkungen, mit denen Tieck diese Schauspiele zu 'erläutern' für gut befunden hatte. Wie sehr das Werk dadurch an Wert gewonnen, ergibt sich schon aus einer einfachen Vergleichung beider Ausgaben. Die Welt hat alle Ursache, es dieser Veranstaltung Schlegels Dank zu wissen, daß seine Arbeiten auf diese Art unverfälscht unserer Literatur erhalten bleiben« usw. Aus den (von mir gesperrten) Bemerkungen über Schlegels Urheberchaft geht klar hervor, daß Delius aus einer Bonner Tradition heraus schrieb, die ihren Ursprung nur bei Schlegel selber haben kann. Die »einfache Vergleichung« beider Ausgaben scheint freilich seit Delius keiner der späteren Herausgeber vorgenommen zu haben.

<sup>2)</sup> S<sub>2</sub> = Schlegel-Tieck 1839/40; S<sub>3</sub> = dasselbe 1843/44; Schn. =



1. *Midsummer Night's Dream* (II 2, 1): "Come, now a roundel and a fairy song . . ." S<sub>2</sub>, B<sub>1</sub> und B<sub>2</sub> sowie K übersetzen hier:  
 »Kommt! einen Ringel-, einen Feensang!«  
 Schück. dagegen verbessert und Schn. hat nach S<sub>2</sub> richtig:  
 »Kommt! einen Ringel, einen Feensang!«
2. *Midsummer Night's Dream* (III 2, 340/41): "I will not trust you, I, Nor longer stay in your curst company . . ." S<sub>2</sub>, B<sub>1</sub> und B<sub>2</sub>, sowie K übersetzen hier, indem sie infolge eines in S<sub>2</sub> falschen Kommas das Zeitwort »traun« mit dem gleichlautenden Ausruf verwechseln:  
 »Nein, Nein! ich will nicht, traun,  
 Noch länger Eu'r verhaßtes Antlitz schaun.«  
 Schück. verbessert und Schn. folgt S<sub>2</sub> richtig mit:  
 »Nein, nein! ich will nicht traun,  
 Noch länger Eu'r verhaßtes Antlitz schaun . . .«
3. *Comedy of Errors* (IV 4, 15): "Antipholus of Ephesus" (Personenangabe). S<sub>2</sub>, B<sub>1</sub> setzen hier fälschlich: »Antipholus von Syrakus«, während B<sub>2</sub>, K und Schück. verbessern, Schn. dagegen von S<sub>2</sub> übernimmt: »Antipholus von Ephesus«.
4. *Much Ado about Nothing* (II 1, 81): nach der Rede des Leonato gehen (ohne Shakespearesche Bühnenanweisung) Leonto, Beatrice und Antonio ab, während Don Pedro mit anderen maskiert kommt. S<sub>2</sub> und nach ihm B<sub>1</sub> und B<sub>2</sub> fügen hier ein: »Don Pedro (!), Leonato, Beatrice, Antonio gehen ab«, während K und Schück. verbessern und Schn. richtig nach S<sub>2</sub> druckt: »Leonato, Beatrice, Antonio gehen ab«.
5. *Much ado about Nothing* (V 1, 93): "... even to the utmost scruple . . .". S<sub>2</sub>, B<sub>1</sub> haben hier sinnloserweise: »... bis auf Gram und Skrupel«. B<sub>2</sub> und K verbessern »Gram« in »Gramm«; Schück. setzt: »bis auf 'nen Skrupel«; Schn. übernimmt die Berichtigung von »Gram« (eigentlich »Gran«) nach S<sub>2</sub> und schreibt: »bis auf einen Skrupel«.
6. *Henry VI, Part I* (I 6, 8): "France, triumph in thy glorious prophetess!" S<sub>2</sub>, B<sub>1</sub>, B<sub>2</sub>, K und Schück. haben hier infolge eines Druckfehlers in S<sub>2</sub>:  
 »Sieg prang in deiner herrlichen Prophetin«  
 Nur Schn. hat richtig nach S<sub>2</sub>:  
 »Siegprang in deiner herrlichen Prophetin!«
7. *Henry VI, Part I*, (III 4, 37): "Hark ye; not so: in witness, take ye that (strikes him).« S<sub>2</sub>, B<sub>1</sub>, B<sub>2</sub>, K und Schück. übersetzen:

»Hört ihr, nicht so! Zum Zeichen nehmt mir das  
(schlägt ihn).«

Nur Schn. hat richtig nach S<sub>8</sub>:

»Hört ihr, nicht so! Zum Zeichen nehmt ihr das  
(schlägt ihn).«

8. *Henry VI, Part I* (IV 7, 32): "Now my old arms are young John Talbot's grave..." S<sub>2</sub>, B<sub>1</sub>, B<sub>2</sub>, K und Schück. haben:

»Mein alter Arm ward zu John Talbots Grabe...«

Schn. dagegen übersetzt nach S<sub>3</sub>:

»Mein alter Arm wird zu John Talbots Grabe...«

9. *Love's Labour's Lost* (V 2, 74): »What would these strangers?« S<sub>2</sub>, B<sub>1</sub>, B<sub>2</sub>, haben hier fälschlich:

»Was wünschen diese Freunde?«

K, Schück. und Schn. nach S<sub>8</sub> verbessern dagegen:

»Was wünschen diese Fremde(n)?«

Diese Hinweise, deren Ausführlichkeit sich rechtfertigt, weil meines Wissens bisher nur summarische Besprechungen der Schneiderschen Ausgabe erschienen sind, ihr Wert aber eben gerade aus solchen entscheidenden Textstellen erhellt, mögen genügen. Sie könnten beliebig vermehrt werden.

Freiburg i. Br.

E. Th. Sehart.

---

Wolfgang Stroedel, *Shakespeare auf der deutschen Bühne vom Ende des Weltkrieges bis zur Gegenwart*. Weimar, Verlag Hermann Böhlau Nachfolger, 1938, 97 S. u. 48 S. Bilder (Schriften der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, N. F. Bd. 2.) Geb. RM 8,30.

Die Geschichte des dramatischen Werkes Shakespeares auf der deutschen Bühne zwischen 1918 und 1938 zu schreiben, ist eine im Bezug auf die Stilgeschichte des deutschen Theaters wie auf die Deutung Shakespeares reizvolle und dankbare Aufgabe, die einmal erfüllt werden muß, um zu zeigen, wie sich der deutsche Geist auch nach dem Kriege in immer neuen Formen um den großen Engländer bemüht hat. Wir betonen dabei allerdings, daß diese Arbeit auch heute noch zu leisten ist, denn was der Verfasser in seiner (einschließlich Tabellen und Inhaltsverzeichnis) nur 97 Seiten starken »gedrängten Zusammenfassung« vorlegt, bedeutet auf gar keinen Fall eine genügende Lösung, sondern ist bestenfalls eine Skizze. Glaubt der Verfasser wirklich mit seinen zugegebenermaßen fast ausschließlich aus dem Shakespeare-Jahrbuch zusammengestellten Urteilen seinem Thema gerecht werden zu können? Wenn man schon, wie es bei Stroedel augenscheinlich der Fall ist, die bedeutendsten Inszenierungen Shakespeares auf deutschen Bühnen seit 1918 nicht aus eigener Anschauung kennt, ja bei der Be-

handlung eines solchen Gegenstandes, über den sonst fast nur Aufsätze oder Bücher aus eigenem Erleben urteilender Verfasser vorliegen, oft nicht einmal eine klar umrissene Vorstellung der wichtigsten, heute noch lebenden Schauspieler- und Regisseurpersönlichkeiten besitzt (s. u.), wenn man also stark literarisch und theoretisch an dieses sehr lebensvolle und vielfarbige theaterpraktische Gebiet herangeht — dann ist es methodisch doch unbedingt nötig, ein Bild der Shakespearedeutung auf der deutschen Bühne von 1918 bis 1938 in peinlichster und hingebungsvollster Kleinarbeit aus der Kritik der gesamten Theater- und Tagespresse zusammenzustellen, nicht aber sich auf eine einzige Quelle, eben das Shakespeare-Jahrbuch, zu verlassen (tatsächlich müßte allerdings eine derartige Arbeit überhaupt von einem kritischen Kenner des deutschen Theaterlebens und des Zeitabschnitts 1918—38 geschrieben werden, der die betreffenden Presseurteile nicht zusammenstellt, sondern aus persönlicher Erfahrung und Erinnerung beurteilen kann; bei Stroedel beginnt eine solche persönliche Kenntnis anscheinend erst ungefähr 1934). Nur wenn Verfasser so vorgegangen wäre, ergäben sich nicht derart unbildhafte und letzten Endes nichtsagende Urteile wie S. 7 über neusachliche und kubistische Shakespeare-Inszenierungen (»man steckte seine [Shakespeares] Gestalten in moderne Kostüme und ließ sie im Auto auf der Szene vorfahren. Wieder anders (!) waren die kubistischen Bühnenbilder...«) oder S. 35 über die Fehlingsche Inszenierung von *Richard III.*, wo von angeblich völligem Verzicht auf Dekorationen gesprochen wird, was gar nicht zutrifft und Werner Krauß als leidenschaftslos (!) charakterisiert ist, oder S. 49, wo von Bassermanns Lear in durchaus äußerlicher Weise bemerkt wird: »Eine Gestaltung mit großen Vorzügen, aber nicht ohne Schwächen, doch eine künstlerische Tat von starkem Format« — was denn so ungefähr von jedem großen Schauspieler gesagt werden könnte, ohne jeden Zusatz wie hier aber doch reichlich dürrt wirkt. Auch wie Moissis Antonius S. 40 lediglich als »zu weich« charakterisiert wird, genügt nicht — wie leicht hat es sich der Verfasser überhaupt bei der schwierigen, unbedingt zu besprechenden Frage der Verschiedenheit des jüdischen Regisseurs, Schauspielers und Übersetzers von dem nichtjüdischen gemacht: lediglich jeden jüdischen Shakespeare-Interpreten als solchen durch die Hinzufügung »Jude« zu bezeichnen, kann heute nicht genügen, wenn man dann bei der Besprechung seiner Leistung kaum einen Unterschied von der des nichtjüdischen Künstlers merkt. Die an sich hochbedeutenden Bochumer Shakespearewochen 1927 und 1937 erfahren gegenüber anderen Shakespeare-Inszenierungen des Reiches zu große Beachtung (ihre Würdigung füllt rund ein Zehntel des Gesamttextes), augenscheinlich aus dem Zusammenhang

des Shakespeare-Jahrbuchs und der Shakespeare-Gesellschaft heraus, deren Leistung hier allerdings wahrhaftig nicht geschmälert werden soll. Bezeichnend für die Uneinheitlichkeit der Stroedelschen Arbeit ist es übrigens auch hier wieder, daß er sich bei der Würdigung der ersten Shakespearewoche 1927 noch damit begnügt, vor jeden der aufgezählten Schauspielernamen ein oder zwei, deutlich dem Shakespeare-Jahrbuch entnommene Beiwörter zu setzen, dann aber bei der Besprechung der Aufführungen von 1937 plötzlich auf persönlichem Urteil aufbaut und erst jetzt zu einer gewissen Anschaulichkeit kommt. Es ist bei dieser Arbeitsmethode des Verfassers dann freilich unangenehm, wenn das Shakespeare-Jahrbuch einmal keine Anmerkungen über eine Aufführung vermittelt: S. 32 muß der Verfasser deshalb bekennen, daß er deswegen und da ihm auch das dortige Theater keine Auskunft habe geben können, über die Bielefelder Aufführung von *Heinrich VI.* (1924) nichts Näheres aussagen könne ... (H. Knudsen hat dieser Methode gegenüber bereits in seiner Besprechung des Stroedelschen Buches die nötigen Hinweise auf andere Quellen, die zur Verfügung gestanden wären, gegeben, vgl. »Geistige Arbeit«, 5. Mai 1939).

Die Arbeit Stroedels, deren ins Einzelne gehende Kritik, was Auffassung, Methode, Systematik und Stil angeht, zu weit führen würde, ist so in kaum einer Hinsicht fruchtbar. Die beigegebenen Fotos sind gut, aber schlecht reproduziert.

Freiburg i. Br.

E. Th. Sehr.

Sir Herbert Grierson, *Sir Walter Scott, Bart.* A New Life supplementary to, and corrective of, Lockhart's Biography. XII + 320 pp. London, Constable, 1938, 18 s. net.

Sir Herbert Grierson ist heute wohl der berufenste Kenner des Scottschen Lebens, um der seit langem als unzureichend angesprochenen Biographie Lockharts ein modernes Gegenstück entgegenzustellen. Es entspricht der Eigenart der englischen Biographik, wenn dabei weniger das Werk gedeutet als die Fakten des Scottschen Lebenslaufes geklärt werden, obwohl das erstere nicht weniger das Leben Scotts ausmacht als etwa die Frage nach Scotts Bankrott usw. Während unter der (wohl heute auch für den Engländer nicht mehr zutreffenden) Voraussetzung, daß das Werk Scotts in seiner Gesamtheit als klassisch bekannt sei, dessen einzelne Teile verhältnismäßig kurz, wenn auch klar, behandelt werden, so daß man sich hier größere Ausführlichkeit wünschen möchte, wird es zusammenfassend befriedigend durch den Hinweis auf Scotts Stärke in erster Linie als eines realistischen, nicht eines romantischen Autors gekennzeichnet (p. 120 ff.), während die Charakterzeichnungen Scotts als meist konventionell bezeichnet werden (p. 306). Gerade dem deutschen



Leser ist dieser Hinweis auf Realismus und Konvention als entscheidende Faktoren des Scottschen Schaffens insofern besonders wichtig, als in ihnen — im Gegensatz zu den deutschen Romantikern und ihrem Interesse für das Mittelalter und die Vergangenheit — das typisch Englische im Scottschen Werk zum Ausdruck kommt (das bei Scott das Schottische oft überdeckt). Bedeutender und mehr Raum beanspruchend sind jedoch die Partien von Griersons Biographie, die sich mit dem empirisch erfaßbaren Tatsächlichen im Leben Scotts befassen. Daß sich dabei "the strong under current of financial activity—which was to influence all the activities of Scott's life" bei Grierson oft etwas zu sehr in den Vordergrund des Interesses schiebt, hat bereits J. A. Falconer richtig festgestellt (English Studies XXI, 1939, p. 31 ff.). Besonders kommt dabei die Frage von Scotts Bankrott zur Sprache; Grierson entscheidet sich hier weitgehendst zugunsten des Dichters. Das ganze Werk ist ein gutes Beispiel genauer englischer Biographik, neben dem die Biographie Lockharts vorläufig jedoch wohl noch bestehen bleiben wird, bis beide von einer Scott auch als Dichter eingehender berücksichtigenden Kritik ergänzt werden, die freilich Griersons, auf Grund seiner 1936 beendeten Brief-Edition außerordentlich umfassenden, Detailkenntnis des Scottschen Lebens wie alle Benützer des Buches zu Dank verpflichtet sein wird.

Freiburg i. Br.

E. Th. Sehart.

Ralf Buchmann, *Martin Tupper and the Victorian Middle Class Mind*. (Schweizer Anglistische Arbeiten, 10. Band. Gegründet von B. Fehr†. Hrsg. v. O. Funke, H. Lüdeke, H. Straumann.) Bern. Verlag A. Francke A.-G., 1941. 165 S. Broschiert Pr. Schw. Fr. 9,50.

Die Aufgabe, die in dieser Studie gelöst wird, ist die Schilderung einer Gesellschaftsklasse in ihren wesentlichen Erscheinungsformen durch Darstellung eines Einzelnen und Vergleich seiner Ideen und Ideale mit denen anderer Angehöriger dieses Standes. Gegenstand der Betrachtung ist die viktorianische Mittelklasse, welche den Zeitraum von 1830 bis 1870 in England mit ihrem Sinnen und Trachten beherrschte. Ihr Aufstieg und ihre Eigenart wird im ersten Kapitel beschrieben. Der Kreis der Angehörigen dieser Gemeinschaft ist sehr weit gezogen. Macaulay und Trollope gehören ihr an und die Gestalten der Romanwelt eines Dickens oder Thackeray, aber auch die Königin selbst und der Prinzgemahl, der *Punch* und die *Times*, in ihrer Grundeinstellung auch Tennyson, Matthew Arnold und Ruskin. Sie alle kommen oft zum Wort. Es ist daher kein Wunder, wenn, gemessen an den wirklichen Künstlern unter ihnen, Martin Tupper, der als der typische Vertreter bürgerlich-viktorianischer Weltanschauung vorgeführt wird, als Dichter schlecht abschneidet, obwohl

oder gerade weil er seinerzeit ein Lieblingsautor des viktorianischen Philisters gewesen ist.

Martin F. Tupper (1810—89) war ein braver, kinderreicher Familienvater und streng protestantischer, patriotischer, liberal-konservativer viktorianischer Bürger, der Jus studiert hatte, aber den Beruf nicht ausübte, aus in England naturalisierter hessischer Familie und persönlich durch den König von Preußen durch Verleihung der Goldenen Medaille für Literatur und Wissenschaft geehrt. Die wichtigste Fundgrube seiner Weltanschauung sind vier Reihen Proverbial Philosophy in holperigen Versen voll bilderreicher Plattheiten. Der wichtigste Teil von Buchmanns Abhandlung ist das Kulturbild im vierten Kapitel, Victorian Middle Class Ideas and Ideals as Revealed in the Works of Martin Tupper. Jeder der neun Unterabschnitte, die kulturell sehr interessantes und gut ausgewähltes Anschauungsmaterial zur Geistesverfassung des viktorianischen Spießbürgers vorführen, wird durch kurze Zusammenfassungen abgeschlossen.

Der Druck ist gut; in vereinzelten Fällen ist die Apostrophsetzung oder die Wortschreibung richtigzustellen (*Matthew, intrinsic, example*); sinnstörend sind *Grammatists* statt *Dramatists*, S. 85, und *help* statt *health*, S. 118.

Es geht Buchmann in dieser Studie um eine Weltanschauung. Er will, wie er in der Einleitung ausführt, die engstirnige viktorianische Weltanschauung bekämpfen und durch eine revolutionäre ersetzen. Seinen eigenen Standpunkt legt er im Schlußwort in einer Bemerkung über die Rettung der großen und kleinen Demokratien und den Widerstand gegen totalitäre Ideologien fest. Ralf Buchmann ist seiner Angabe nach Schweizer; aber er schreibt englisch und denkt als Engländer. Von Bernhard Fehr abgesehen, sind die beiden einzigen Autoren, die er deutsch zitiert, Juden, nämlich Heine und Freud. Während Einleitung und Schluß politisch aggressiv werden, ist der Hauptteil von solcher Polemik ziemlich frei.

Wien.

Friedrich Wild.

---

Helmut Papajewski, *Das Problem der Wirklichkeit bei Charles Morgan*. (Neue deutsche Forschungen, Abt. Englische Philologie Bd. 15). Berlin, Junker u. Dünhaupt, 1940. 97 S. Pr. brosch. RM. 4,20.

Während das Werk von Charles Morgan bisher nur unter Einzelgesichtspunkten betrachtet worden ist, bespricht der Verf. erstmalig die bedeutendste Seite des Morganschen Schaffens, sein Existenzbewußtsein, in kritisch zusammenfassender Weise. Mehr als in England hat sich ja in Deutschland das wissenschaftliche und halbwissenschaftliche Gespräch um dieses Problem bei Morgan

bewegt: es ist demgegenüber verständlich, daß die Studie Papajewskis, die die früheren deutschen Auseinandersetzungen mit Morgan verwertet, nicht viel grundsätzlich Neues zu bringen vermag. Ihr Verdienst liegt jedoch in der klaren, nur selten durch eine gewisse Breite der Darstellung gestörten Art und Weise, in der nach einer kurzen Einleitung über Morgans Stellung in der dichtungsgeschichtlichen Situation der Zeit (S. 9—25) zunächst die einzelnen Romane Morgans (S. 26—52) besprochen und dann ihr Ideengehalt kritisch und aufbauend vor dem Leser ausgebreitet werden (S. 53—97). Erneut und lückenlos aus dem klar überschauten Werk Morgans belegt, wird deutlich, daß in den Romanen Morgans zum erstenmal wieder seit langem das Daseinsproblem des Menschen als fragwürdig empfunden und beantwortet wird. Das menschliche Ich bedarf des Alleinseins — nicht der Einsamkeit — um das Ideal der Besinnlichkeit zu erreichen (daß dieses Ideal nicht nur das des geistigen, sondern des Menschen schlechthin ist, betont Verf. mit Recht; in seinem neuen Roman *The Voyage* [1941] hat Morgan das selber betont). Der Weg hierzu führt über die Ekstase, die der Mensch in Liebe, Tod und der Mania der Kunst erlebt. Die transcendenten Bindungen, deren der Mensch in solchem Zustand teilhaftig wird, sind nicht die des Christentums oder einer anderen absoluten Gottvorstellung — sie sind eher im Sinne Platons zu verstehen (vgl. Fehr, Tatwelt, 1937). So bahnt Morgans Existenzbewußtsein den Weg zu einer neuen Metaphysik des modernen Menschen. — Der Verf. kann gemäß seiner Themastellung nicht auf das — verschiedentlich angeschnittene — Thema eingehen, wie weit diese weltanschaulichen Bedeutung des Morganschen Werkes auch eine — von Verf. durchaus bejahte — Entsprechung in seiner künstlerischen findet. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Stellung Morgans als eines philosophisch-lyrischen Epikers einmal eingehend mit der Tradition des europäischen und speziell des englischen Romans in Vergleich gesetzt und den Grundsätzen seiner Kunst in formaler Hinsicht nachgegangen würde, nachdem die Arbeit Papajewskis die Frage nach ihrer philosophischen Bedeutung vorläufig wohl abschließend geklärt hat.

Freiburg i. B.

E. Th. Sehrt.

Gustav Eicke, *Der Wirtschaftsgeist des Amerikaners im Spiegel von Sinclair Lewis' Romanen*. Diss. Leipzig, 1939. 167 S. (Eduard Kling, Buchdruck-Werkstätte Halle/Saale).

In der kurzen Einleitung betont der Verf., daß Sinclair Lewis schonungslos und ungeschminkt die Übelstände der USA. anprangere, im Grunde aber Idealist sei, daß die Lebensauffassung des Nordamerikaners materialistisch und mechanisch sei, sich aber

auch mit einem »bewunderungswürdigen Idealismus« paare. Wir erkennen also hier schon sein Bemühen um Sachlichkeit, die uns allerdings, wie auch an anderer Stelle (S. 43, 46, 60, 126), ein wenig zu weit zu gehen scheint. Deutscher Art entsprechend, könnte man hinzufügen.

Im Hauptteil charakterisiert der Verf. zunächst das Wesen der amerikanischen Kultur als Wirtschaftskultur und wägt den Anteil des Pionier- und Puritanergeistes an der Bildung der amerikanischen »Lebensphilosophie« sorgsam ab. Über Sinclair Lewis als Wirtschaftler heißt es, daß er als Glied der amerikanischen Bourgeoisie nicht frei von der Mentalität des amerikanischen Geschäftsmannes sei, als solcher aber auch dessen Schwächen am besten kenne. Also wieder eine recht vorsichtige Wertung. Dem wichtigsten und umfangreichsten Abschnitt »Der amerikanische Wirtschaftsgeist« wird Lewis' Idealbild als Wunschbild vorangestellt, Dann lernen wir den tatsächlichen Zustand kennen und zwar in erster Linie den amerikanischen Geschäftsmann mit seinen typischen Eigenschaften: Wagemut und Schlagfertigkeit, Spekulationsgeist, Betriebsamkeit, Optimismus, Fortschrittsgeist und Organisationstalent, Zweckdenken, Standarddenken, Unduldsamkeit, Bestechung, Großzügigkeit und Wohltätigkeit, Neigung zu Berufswechsel und Doppelberuf, Innere Unzufriedenheit. Wir sehen also, wie es dem Verf. nicht nur auf die äußere Haltung und das äußere Leben ankommt. Als seine Hauptaufgabe betrachtet er es sogar, Ursachen und Wirkungen der höchst unerfreulichen Zustände aufzuzeigen.

Der nächste Unterabschnitt behandelt die Allmacht des Erfolgsgedankens in den USA., wo der Erfolg, ausgedrückt in Dollar, nicht etwa bemessen nach der tatsächlichen, schöpferischen Leistung, die Grundlage für die gesellschaftliche Bewertung des einzelnen bildet, wo es für jeden Industrie- und Handelszweig "efficiency"-Experten gibt, wo die durch die Erfolgspsychologie vorbereitete Reklame der Erzielung des Fortschrittes auf allen Gebieten dienstbar gemacht wird, wo "Service" zugleich Gottesdienst und Kundendienst bedeutet und der Ethiker als Träumer mitleidig belächelt wird. Wir sehen sodann aber auch den andern Sinclair Lewis, der die aus nächster Nähe beobachteten Sorgen des amerikanischen Geschäftsmannes teilt. Unfreundlicher ist das Bild von dem Verhältnis des Unternehmers zu seiner Gefolgschaft; wir erkennen u. a., wie der Wirtschaftsführer in Ermangelung wahrer Führeigenschaften seine Untergebenen über dieses Minus durch allerlei Mittel hinwegzutäuschen und seine eigenen Fehler zu verdecken sucht. Bezüglich Sozialismus, Gewerkschaften, Sozialversicherung und ähnliches mehr betont der Verf. mit Recht, daß die Ausführungen auf Grund von Lewis' Romanen gemacht werden



und daß die heute anders gearteten Verhältnisse unberücksichtigt bleiben. Wichtig erscheint die ablehnende Haltung des Autors gegenüber gewissen »Sozialisten« und Gewerkschaftlern.

Der folgende Hauptabschnitt behandelt die amerikanische Frau; im Vordergrund stehen hier die drei »Kämpfernaturen« Una Golden, Carol Kennicott, Ann Vickers; die erste sucht ausschließlich im Geschäftsleben Karriere zu machen, die zweite möchte die Menschen in geistiger und seelischer Hinsicht reformieren, die dritte sieht ihre Lebensaufgabe in der Beseitigung sozialer Mißstände. Das Streben der Frau nach wirtschaftlicher Betätigung wird als typisch amerikanische Erscheinung gedeutet. Die Ursachen für den schädigenden Einfluß des Geschäftes auf das Familienleben liegen nach Lewis' Ansicht beim Manne wie bei der Frau. Bekannt dürfte sein, daß die Frau fast ausschließlich das kulturelle Leben bestimmt und daß ihr die meisten Fortschritte in der sozialen Fürsorge zu verdanken sind.

Noch willkommener ist den Anglisten bzw. Amerikanisten der letzte Hauptabschnitt »Materialismus in Kunst und Wissenschaft«, obwohl hier auch viel Bekanntes wiederholt wird: die Magazin-Kurzgeschichte bildet die geistige Nahrung des Amerikaners; die Klubs sind eine Pflegestätte der geschäftlichen Propaganda; der Wissenschaft bringt man so wenig Interesse entgegen wie der Kunst; sogar die Kultur wird kapitalisiert; alle Leistungen, geschäftliche, soziale oder geistige, werden auf den Generalnenner »Dollar« gebracht; Wissenschaft als Selbstzweck gilt als unproduktiv; der Geistliche ist Prediger und Geschäftsmann zugleich; die ethische Welt wird mit der geschäftlichen Welt vermengt.

Nachdem der Verf. uns gezeigt hat, wie Lewis wegen seiner früheren Verbundenheit mit der Wirtschaft Vorgänge und Menschen aus dem Wirtschaftsleben bestens zu beurteilen vermag, in welchen mannigfaltigen Formen uns amerikanischer Geschäftsgeist begegnet und wie geschäftsorientiert auch die rein geistigen Berufe sind, untersucht er, ob und gegebenenfalls in welchem Grade Lewis' Darstellung der Wirklichkeit entspricht. Zusammenfassend können wir sagen, daß letzter Zweck von Lewis' Anklagen immer nur die Absicht ist, sein Volk wachzurütteln und es zur Selbsterkenntnis zu führen, daß seine Romane, von gelegentlichen Übertreibungen abgesehen, nicht Dichtung, sondern Wahrheit sind und als Kulturdokumente von Gegenwartsbedeutung und von geschichtlichem Werte gelten können.

Wir erhalten, aufs ganze gesehen, ein eindrucksvolles und umfassendes Bild von dem »devastator« der USA., dessen rücksichtsloser Kampf der Uniformierung und Mechanisierung des Denkens gilt. Von einem Schriftsteller typisch amerikanischer Prägung,

dessen *Main Street* der Inbegriff aller Gleichförmigkeit, selbstzufriedenen Stumpfsinnigkeit und Rückständigkeit des Lebens ist, dessen *Babbitt* zu einem geflügelten Wort für den amerikanischen Spießbürger und Durchschnittsmenschen geworden ist. Eickes Arbeit kann durchaus bestehen neben dem Buche des Schweizers Hans Kriesi (Huber, Frauenfeld/Leipzig 1928), der Lewis' Romane für das Wirkungsvollste hält, was bisher auf belletristischem Gebiete an amerikanischer Gesellschaftskritik geleistet worden ist, aber auch davor warnt, die tendenziös stilisierten Darstellungen des Dichters für die wirklichen Wesenszüge seines Gegenstandes zu halten. Eicke mag nicht so journalistisch gewandt sein wie Kriesi, er geht aber gründlicher und systematischer vor und bietet ein geschlosseneres Amerika-Bild als Kriesi, der einleitend zwar einige »skizzenhafte Andeutungen« über zeitgenössisches amerikanisches Leben gibt. Überflüssig ist das längere Zitat aus einem Aufsatz Arnold Zweigs (S. 150), dankenswert die wiederholte Bezugnahme auf deutsche Verhältnisse (S. 71, 74, 101, 101, 105, 114, 126, 138, 143). Hingewiesen sei zum Schluß auf Eric Linklaters alles Amerikanische niederreißenden, satirischen Roman *Juan in America* (deutsch: Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart 1942), den Rudolf Gauger in seiner Tübinger Dissertation *Amerikanergestalten in der englischen Literatur der Gegenwart* (1933) nicht berücksichtigt. — "High-Church" (S. 146) als Bezeichnung für die englische Staatskirche ist und bleibt eine Gedankenlosigkeit!

Bochum.

Karl Arns.

### KULTURGESCHICHTE.

Helmut Singer, *Puritan Masters and Servants*. Ein Kapitel puritanischer Ethik. Leipziger Dissert. Druck von C. & E. Vogel, Engelsdorf-Leipzig. 1940: 103 S.

Es möchte vielleicht scheinen, als ob das Verhältnis von Herrschaft und Dienstboten eine Sache von nebensächlicher Bedeutung sei in einer Zeit politischer und religiöser Umwälzungen, wie der puritanischen. Doch fällt, wie der Verfasser dieser Dissertation einleitend bemerkt, die Tatsache auf, daß häufig der Regent »Familienvater«, der Familienvater »König« oder »Priester« genannt wird. Die Nation ist eine Familie im Großen, die Familie ein Staat und eine Kirche im Kleinen. Ein Zeitalter, wie das puritanische, für das die Religion Maßstab aller Dinge ist, sieht in der religiösen Durchdringung des Verhältnisses der Familienglieder zueinander eine wichtige Aufgabe. Das Gesinde aber ist für den Puritaner — und damit setzt man die mittelalterliche Überlieferung fort — ein Teil der Familie. Dazu kommt, daß Macht und Berufung eine wichtige Rolle

spielen im Puritanismus. Wer ist zum Herrschen berufen und wer zum Dienen? ist eine Frage, die sich beim Verhältnis von Herrschaft und Gesinde täglich erhebt, und die täglich eine Antwort verlangt.

So rührt in der Tat die Frage nach dem Verhältnis der *Puritan Masters and Servants* zueinander an die Wurzeln der puritanischen Ethik. Es ist das Verdienst Schückings, mit aller Deutlichkeit hingewiesen zu haben auf das Familienleben als den seelischen Mittelpunkt des Puritanismus, auf die Familientheokratie als Herzstück des religiösen Lebens der Frommen. Sein Buch über »Die Familie im Puritanismus« — zeigt, wie ungemein fruchtbar für die Erkenntnis des Puritanismus eine solche Betrachtungsweise ist.

Die Arbeit Singers beschäftigt sich nun im besonderen mit dieser Frage *Puritan Masters and Servants*. Sie fußt auf einem gründlichen Quellenstudium jener Theoretiker der Familientheokratie, wie Baxter, Gouge, Perkins, Rogers. Im ersten Teil wird das Dienstverhältnis als soziologische Gegebenheit gewürdigt. Die beiden Hauptteile haben als Thema 1. Der gute Herr (S. 33—64); 2. Der gute Diener (S. 65—85).

Wenn die Religion maßgebend ist für das Verhältnis der Menschen untereinander, so wird mehr von Pflichten als von Rechten die Rede sein. Deshalb nimmt es nicht wunder, daß der »gute Herr« derjenige ist, den strengste Selbstzucht zur Erziehung der Dienstboten berechtigt, und der sich seiner Verantwortung gegenüber ihrem Seelenheil immer bewußt ist. *Power and obligation go together* (Baxter). Er hat als ihr Lehrherr für eine gründliche Berufsausbildung zu sorgen. Wenn er sie streng anfaßt, wenn er einen gewissen Abstand ihnen gegenüber wahrt, so werden sie sich dadurch nicht verletzt fühlen. Denn der wirklich »gute Herr« stellt die höchsten Anforderungen an sich selbst, und seine Diener fühlen, daß er durch göttliche Berufung seines Amtes waltet. Sobald sie seine Statthalterschaft richtig auffassen, empfinden die Dienstboten ihre niedrige soziale Stellung nicht als etwas Demütigendes, sondern ihre Dienstbereitschaft und ihre Lebensfreude erhöht sich. So verkörpert der »gute Herr« in sich jenes Sobrietätsideal, das Schücking bezeichnet als »den religiös verankerten, mit tiefer Ernsthaftigkeit und fortgesetzter Eigenkontrolle auf das Selbstreformerische eingestellten, aber dabei weltklugen Rationalismus«.

Auch in dem »guten Diener« ist das Ideal der Sobrietät lebendig. Dazu kommen die seinem Stande eigenen Tugenden: Gehorsam, Ehrlichkeit und Fleiß. Dient er dem irdischen Herrn in dieser Gesinnung, so dient er damit Gott: abhängig seiner äußeren Stellung nach, selbstständig aber in Fragen des Gewissens. Wie sich ein Diener in irreligiösen Familien zu verhalten hat; daß es möglich

ist, ihm die Leitung der Familienandachten zu übertragen — solche und ähnliche Fragen, die aufgeworfen werden, zeigen, welchen Wert der Puritaner der richtigen Gestaltung des Verhältnisses zwischen Herr und Diener beimißt.

So ist diese Arbeit ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis der puritanischen Ethik. Es wäre nur zu wünschen, daß die klare Gliederung des Gedankengangs, wie sie die Inhaltsübersicht aufweist, auch im Schriftbild der Arbeit selbst deutlich zutage träte. Doch dies betrifft nur ihr äußeres Gewand. Die Untersuchung ist um so willkommener, als sie das Verständnis fördert auch für die bürgerliche Literatur der Zukunft, in der die Darstellung der Familie — und damit der Dienstboten als Teil der Familie — eine wichtige Rolle spielt.

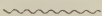
Tübingen.

Hildegard Gauger.

---



## MISZELLEN.



### JOSEF SCHICK †<sup>1)</sup>.

Mit Geheimrat Prof. Dr. Josef Schick, der von 1896 bis 1925 die englische Philologie an der Universität München vertrat, ist am 13. Februar 1944 einer der führenden deutschen Anglisten, gleich groß als wissenschaftliche und als Erzieherpersönlichkeit, aus dem Leben geschieden. Von der Weltgeltung deutscher Wissenschaft durfte er vor dem ersten Großen Krieg in den Vereinigten Staaten künden, vor- und nachdem, bis zu seiner Emeritierung, galt seine Arbeit und treue Fürsorge vorzüglich seinen begeistert zu ihm aufhorchenden Studenten, deren Geist und Charakter er formte; die Ruhestandsjahre verwandte er mit unermüdlicher Ausdauer auf die Fertigstellung in Angriff genommener wissenschaftlicher Arbeiten.

Zu Rißtissen in Oberschwaben am 21. Dezember 1859 geboren, studierte Schick in Tübingen und Berlin Anglistik, Germanistik, allgemeine Sprachwissenschaft, indoarische Philologie, Romanistik und Arabisch, und legte damit den Grund zu seiner staunenswerten Beherrschung einer Unzahl von Sprachen des Erdkreises, wie sie die Voraussetzung bildete für sein Lebenswerk, das 1938 abgeschlossene *Corpus Hamleticum*. 1891 habilitierte sich Schick für englische Philologie an der Universität Berlin, 1892 kam er als Lektor und Privatdozent nach Bonn, 1893 wurde er außerordentlicher Professor in Heidelberg, und 1896, dem Jahr, in dem an der Münchener Universität zwei getrennte Lehrstühle für romanische und für englische Philologie errichtet wurden, ordentlicher Professor der englischen Philologie in München. Eine ganze Anglistengeneration saß dem Meister bewundernd zu Füßen und lauschte seinen von Herzen kommenden und zu Herzen dringenden Worten, mochte er ihr künden von altgermanischem Reckensinn, von Chaucers perlendem, köstlichem Humor, von Spensers glorreicher Farbenpracht und Freude an ritterlichem Tun, von Shakespeares alles überragender titanischer Größe, von Miltons Feuergeist, von Byrons grandiosem Leben und Wirken, von Carlyles Heldenverehrung, von Brownings

---

<sup>1)</sup> Eine ausführliche Darstellung von Josef Schicks Lebenslauf und Lebenswerk, aus der Feder von Prof. Spindler, brachten wir in der Schick-Festschrift aus Anlaß seines siebzigsten Geburtstags im 64. Band dieser Zeitschrift, S. 177 ff. (1929). J. H.

feiner Psychologie und sieghaftem Optimismus, oder von Shaws mit scharfer Satire gespickten Paradoxen. Mit gleicher Vorliebe wurden aber auch die Vorlesungen über englische Sprachgeschichte betreut, nach rückwärts weit hinausgreifend über die englische Insel, hinein in die germanische und indogermanische Sprachwissenschaft, nach vorwärts natürlich herab bis zur Hochsprache und den Dialekten des heutigen Englands.

Der wissenschaftliche Forscher Schick hat der deutschen Anglistik hauptsächlich drei hervorragende und achtunggebietende Leistungen beschert: Einmal die kritische Ausgabe der spätmittelenglischen Dichtung *The Temple of Glas* des Chaucer-Schülers John Lydgate, die das vom Ausland noch nie erreichte Muster bildet einer nach konservativen Grundsätzen, dazu unter schärfster Beobachtung der grammatischen Richtigkeit hergestellten Textausgabe; zum andern die Aufhellung des Lebens und der Werke des Dramatikers der Elisabethzeit und Vorgängers Shakespeares Thomas Kyd, des Dichters des verlorenen »Urhamlet«, dessen Handlungs- und Spannungsmomente Schick so gut wie zum erstenmal mit unheimlich strenger Methodik und in wundervoll vorgetragenem, konzentrischem Angriff herausgestellt hat; und endlich, sein bereits erwähntes Lebenswerk, an dem er etwa vier Jahrzehnte mit echt deutscher Hingabe an die Sache um ihrer selbst willen gearbeitet hat, die Darstellung nämlich der Entwicklung der Hamletsage aus der Kernsage, einer altgermanischen Rachesage, und den angeschlossenen Wandermärchenmotiven, dem des Glückskinds mit dem Todesbrief und dem der Scharfsinnsproben, sowie die Erklärung ihrer Entstehung unter der Einwirkung der mächtigsten Kulturfaktoren aller Zeiten und Völker. Dieses Problem hat Schick weit hineingeführt in die vergleichende Märchenforschung, Jahrhunderte über die Zeitenwende zurück, und über die germanischen Länder, über Griechenland und den slawischen Osten, selbst den Islam und Indien hinaus bis nach China und Japan. Immer wieder hat der Hamletkenner Schick betont und durch Tatsachen erhärtet, daß Shakespeares Hamlet kein Träumer und kein Schwächling ist, und erst recht kein Feigling, wie es eine heldischen Empfindens bare Einschätzung seines Charakters uns hat glauben machen wollen, sondern vielmehr der nordische Held, der Vorkämpfer in dem furchtbaren sittlichen Kampf der edlen Triebe des Menschen gegen Schurkerei, Bosheit und Verlogenheit, Mord und Inzest und wider den gemeinsten Wort- und Treubruch wie die erbärmlichste Scheinheiligkeit.

Schick war, wie die vorstehenden Ausführungen vermuten lassen, nicht nur Anglist, sondern ein Sprach- und Kulturwissenschaftler, der sich innerhalb der gesamten indogermanischen, dazu auch semitischen und selbst mongolischen Welt glänzend auskannte,

eine Forscherpersönlichkeit von einer an die Großen der Renaissance erinnernden Spannweite des Geistes und der Interessen. Zu all dem war er auch ein bedeutender Mathematiker, der seit Jahrzehnten sich eingehend beschäftigte mit den Fragen der Isogonalzentrik, an denen er, neben seinen »Lebenserinnerungen«, die bald allgemein zugänglich gemacht werden möchten, bis zu seinem Tode, mit der ganzen fanatischen Verbissenheit seines jugendlichen Geistes schaffte. Das Dritte Reich hat denn auch die Verdienste Schicks um die deutsche Wissenschaft gewürdigt durch die hohe Auszeichnung der Goethe-Medaille, die ihm zu seinem 80. Geburtstage 1939 überreicht wurde.

Zu allen Zeiten war Professor Schick ein aufrichtiger und kernhafter Deutscher, furchtlos und treu, wie es im Wahlspruch seiner geliebten schwäbischen Heimat heißt, durch und durch eine Soldatennatur; im Alter von 56 Jahren meldete er sich noch freiwillig an die Front und machte als Kompanieführer die harten Stellungskämpfe in Flandern mit. Seine Studenten erzog er, vor und ganz besonders nach dem ersten Weltkrieg, in dem sieghaften Glauben an das unvergängliche Deutschland. Das Werk unseres Führers und Reichskanzlers Adolf Hitlers noch sehen und erleben zu dürfen, hat er gar oft als das freundlichste Geschenk des Himmels an ihn bezeichnet. Sein Vertrauen auf den Führer blieb unerschüttert, ebenso wie sein Glaube an den Sieg der gerechten deutschen Sache in diesem Kriege. Professor Schick war wirklich der strebenden deutschen Jugend ein leuchtendes Vorbild als Persönlichkeit, als Forscher und als akademischer Lehrer.

München.

Robert Spindler.

### ZUM ALTENGLISCHEN REIMLIEDE.

Trotz aller darauf verwandten Mühe sind noch recht viele Stellen dieses merkwürdigen Gedichtes unklar, manche nur mangelhaft gebessert. Wiederholte Beschäftigung damit hat mir jedoch neue Erklärungen verschiedener Verse ergeben, die ich den Fachgenossen zur Erwägung vorlegen möchte. Ich gehe dabei von meiner Ausgabe und Übersetzung des Textes in den Englischen Studien 65, 181 ff. aus.

V. 2. *ond þæt torhte getah tillice onwrah*. *Getah* übersetze ich jetzt mit 'Land' und stelle es zu aisl. *teig* 'Streifen Landes'; für *onwrah*, das eine Wiederholung aus V. 1 ist, schreibe ich nun *wrah* 'bedeckte', vgl. V. 7f. in Cædmons Hymnus: *tha mid-dungeard . . . æfter tlada*.

V. 6 kann *frætweð* mit Sieper als unflektierte prädikative Form bleiben, dann ist aber das Komma in V. 7 hinter *gongum* zu streichen!



V. 26: *wuniende wer wilbec bescer*. Das merkwürdige *wilbec* möchte ich jetzt in *wibéot*=*wigbéot* 'Kriegsgefahr' ändern.

V. 32: *freaum frödade, fromum gödade*. Vielleicht ist *freaum* aus *fréodum* 'durch Freundschaften' entstellt und *fromum* steht für *fre(o)mum* 'durch Wohltaten, Gewinne'? Der Vers wäre dann zu übersetzen: »Durch Freundschaften ward ich weise, durch Gewinne bereicherte ich mich.« Grein hat übrigens im Sprachschatz unter *gōdian* schon *fremum* für *fromum* vorgeschlagen, das Kluge auch in seinen Text setzt.

V. 47. *flyhtum toflōwen: flah is geblōwen*. *Flah* ist besser mit Grein und Clark Hall als Substantiv: 'Bosheit, Verrat' zu fassen; ich hatte es für das Adjektiv gehalten.

V. 52: *sar ne sinniþ, sorgum cinnid*. Dieses *cinnid* erscheint als Plur. *for-cinnad* in Sal. und Sat. 107: *þonne hine forcinnad da cyrican* (l. *cynlican*) *getwinnas*, das Grein im Sprachschatz als Verlesung für *forcumad* erklärt. Dies geht aber aus metrischen Gründen nicht an, da dann der erste Halbvers zu kurz wäre; also muß es bleiben. Auch scheint ein Cäsurreim vorzuliegen. Wenn *forcinnad* 'vernichten, richten zu Grunde' bedeutet, wird *cinnid* 'geht zu Grunde, kommt um' sein, vgl. *cuman* 'kommen' neben *for-* 'überwinden' oder nhd. *stehen* neben *verstehen*, *dunkeln* neben *ver-*, *wohnen* neben *verwohnen*, *ankern* neben *verankern* usw. Eine Etymologie von ae. *cinnan* vermag ich allerdings nicht zu geben, aber das ist ja auch bei vielen anderen Wörtern der Fall.

V. 61—69 fasse ich jetzt die ersten Wörter aller Halbverse als Komposita, lese also *flan-mān, bald-ald, græft-[cræft]*; *flan-mān* würde dann 'Pfeilverbrechen' sein, aber schlecht zu *hwited* passen für das ich *wited* 'macht Vorwürfe' lesen möchte.

V. 63: *borgsorg bited, bald-ald þwiteþ*. Hier dürfte in *bald-wald* 'kühne Gewalt' zu bessern sein.

V. 66: *grorntorn græfed, græft «cræft» hafad*. Grein ergänzte *ræft* 'Schimmel', das aber ein ganz modernes Wort wäre und nur in dem Adj. *rafty* 'feucht, muffig, schimmelig, ranzig' im NED. seit 1655 belegt ist. Ich schlage statt dessen *cræft* 'Werkzeug' vor, wobei auch die Auslassung sich leicht erklärt; *hafad* fasse ich als Verschreibung für *scæfed* 'schabt'. Das *græft-cræft* wäre dann etwa ein Schnitzmesser, zwar etwas seltsam in diesem Zusammenhang, aber kaum durch Besseres zu ersetzen, denn weder *hæft* noch *næft* noch *sæft* noch *dræft* passen hier. Sollte der Dichter vielleicht an die Herstellung eines Sarges gedacht haben? Aber dieser wird doch mit Säge und Hobel gemacht!

Wiesbaden.

F. Holthausen.



## DIE ZWIEFACHE BENENNUNG DER TIERE IM ENGLISCHEN.

In einer bekannten und oft, allerdings nur dem ungefähren Sinne nach, angeführten Stelle aus Walter Scotts *Ivanhoe* unterhalten sich der Narr und der Schweinehirt über die Verschiedenheit der Benennung lebender und geschlachteter Tiere.

“ — — — when the brute lives, and is in charge of a Saxon slave, she goes by her Saxon name [e.g. swine]; but becomes a Norman, and is called pork, when she is carried to the Castle-hall to feast among the nobles, — — — old Alderman Ox continues to hold his Saxon epithet, while he is under the charge of serfs and bondsmen such as thou, but becomes Beef, a fiery French gallant, when he arrives before the worshipful jaws that are destined to consume him etc.<sup>1)</sup>”

Gewöhnlich scheint man Scott als denjenigen zu betrachten, der als erster ausführlich auf diese nur in der englischen Sprache vorhandenen Eigentümlichkeit, daß das lebende Tier anders benannt wird als das geschlachtete und zubereitete, hingewiesen und der sie durch den Unterschied der Sprache des Leibeignen, der es weidet, und des Vornehmen, der es zubereitet auf seiner Tafel sieht, begründet.

Es findet sich jedoch eine, zwar nicht dem Wortlaut, jedoch dem Gedankengange nach, ähnliche Stelle bei James Greenwood, *An Essay towards a Practical English Grammar*. 1701<sup>2)</sup>. S. 17.

And I am of Opinion that a tolerable Reason may be given why the Names of those living Creatures are originally German whose Flesh, when prepared for Food, we call by French names, as for Instance, an Ox, a Cow, a Sheep, a Hog, a Boar, a Deer &c. are German Names; but Beef, Veal, Mutton, Pork, Brawn, Venison etc. are French: The Reason then, I take to be, is that the Norman Soldiers did not so much concern themselves with Pastures, Parks, Pens, and other places, where those Creatures were looked after and kept, which therefore preserved their ancient Names; as with Markets, Kitchens, Feasts and Entertainments, where the food was either prepared or sold, whence it received new Names.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß W. Scott diese Grammatik in die Hände kam und daß er die Stelle dichterisch veranschaulichte. Natürlich ist eine Zwischenstufe in einem andern Schriftwerk möglich, der es nicht uninteressant wäre in der Bibliothek zu Abbotsford nachzuspüren.

Wien.

Margarete Rösler.

---

<sup>1)</sup> Tauchnitz S. 8, 9.

<sup>2)</sup> Mir war nur die zweite, wahrscheinlich jedoch unveränderte, Auflage von 1723 zugänglich.

## KLEINE MITTEILUNGEN.

Professor Otto Jespersen, der Altmeister der dänischen Anglisten, ist am 30. April 1943 im Alter von 83 Jahren nach längerer Krankheit gestorben. Der Aufsatz über ihn aus der Feder von Niels Haislund im letzten Heft dieser Zeitschrift ist damit zu einem Nachruf geworden. Band VII seiner großen *Modern English Grammar*, den Jespersen vor seinem Tode noch zum größten Teil fertiggestellt hatte, wird in seinem Sinne zu Ende geführt und in einem oder zwei Jahren veröffentlicht werden.

Professor Dr. Heinrich Spies in Berlin feierte am 6. November 1943 seinen 70. Geburtstag (geb. 1873 in Bremen).

Geheimrat Prof. Dr. Max Förster in München feierte am 8. März 1944 seinen 75. Geburtstag (geb. 1869 in Danzig).

Professor Dr. Eduard Eckhardt in Freiburg i. Br. feierte am 23. Mai seinen 80. Geburtstag (geb. 1864 in Tambow in Rußland).

Dr. Klaus Dockhorn wurde am 1. Juli 1943 zum Dozenten für Anglistik an der Universität Göttingen ernannt. Seine Habilitationsschrift behandelt das Thema »Der deutsche Historismus in England«.

Prof. Dr. Wilhelm Franz, der langjährige Vertreter der englischen Philologie an der Universität Tübingen, der sich nach seiner Emeritierung nach Stuttgart zurückgezogen hatte, ist am 17. November 1943 im Alter von 84 Jahren gestorben. Er war am 24. März 1859 in Merzhausen geboren. Mit Franz ist wieder ein Altmeister unseres Faches von uns gegangen. Durch sein Hauptwerk, die *Shakespeare-Grammatik*, hat er sich ein bleibendes Verdienst um die englische Sprachwissenschaft erworben.

Am 15. Februar 1944 starb zu Schiedam im Alter von 68 Jahren Prof. Dr. Etsko Kruisinga, der Verfasser des *Handbook of Present Day English* (1911, 5. Auflage 1931) und zahlreicher anderer Werke über englische, holländische und deutsche Grammatik, Mitherausgeber der *English Studies* von 1920—31, Gründer der Zeitschrift *Taal en Leven*, die er von 1937 bis an seinen Tod herausgab. Mit Kruisinga ist einer der führenden Männer der holländischen Anglistik dahingegangen, ein origineller Kopf und eine temperamentvolle Persönlichkeit, ein Kenner zahlreicher Sprachen. Er war geboren am 8. Dezember 1875 zu Leens, einem kleinen Dorf im Norden von Holland. Er studierte in Groningen unter Bülbring englische Philologie und promovierte 1905 bei ihm in Bonn mit der Dissertation *A Grammar of the Dialect of West-Somerset, descriptive and historical*. Sein Schüler P. A. Erades hat in den *English Studies* (26, S. 33—39; April 1944) ein lebensvolles Bild von ihm gezeichnet.

Prof. Dr. Hans Glunz, Ordinarius an der Universität Frankfurt, ist am 3. März 1944 im Alter von 37 Jahren als Unteroffizier an der Ostfront gefallen. Mit ihm verliert die deutsche Anglistik einen ihrer begabtesten und leistungsfähigsten jüngeren Forscher.